

# Wetterleuchten.

Skizzen und Essays

von

Margarethe Salm.

Leipzig.

Johann Friedrich Hartknoch.

1877.

A

~~~~~  
Alle Rechte vorbehalten.  
~~~~~

Ernst Eckstein

gewidmet.



## Inhalt.

### Zeitbilder.

	Seite
Die Frauen und die Frauenemanzipation . . . . .	1
Ein Wintermärchen . . . . .	8
Eine Allerseelenbetrachtung . . . . .	15
Ein offener Brief an den Liebesgott . . . . .	22

### Anekdoten.

Grazios . . . . .	33
Paradox . . . . .	33
Unterschied zwischen Theorie und Praxis . . . . .	34
Kinder und Narren sagen die Wahrheit . . . . .	34
Naturphilosophie . . . . .	34
Sexueller Grund . . . . .	35

### Kritische Flugblätter.

Ein Wort über die neue kritische Strömung . . . . .	39
Gegen die Afterkritik . . . . .	43
Ein gutes Buch . . . . .	45
Der neue Tanzhäuser . . . . .	49

VI

	Seite
Tanzhäuser in Rom . . . . .	51
Literarische Ungezogenheiten . . . . .	52
Ein Aperçu über — Frauenehre . . . . .	55
Gedanken am Schlusse des Jahres . . . . .	62
Subjective Winterplaudereien . . . . .	70
Eine Plauderei über Hamerlings Aspasia . . . . .	75
<b>Ein Traum im Walde.</b>	
Philosophische Arabeske. . . . .	87

---

# Zeitbilder.





### **Die Frauen und die Frauen-Emanzipation.**

---

Die Frage über die Frauen-Emanzipation ist ein sehr einfaches und doch sehr vielseitiges Thema. Einfach ist sie, weil sie sich kurz mit den Worten: Selbststellung durch Arbeit beantworten läßt; vielseitig jedoch wird die Frage über die Emanzipation der Frau, wenn man sie in ihren Ursachen und Folgen, in ihrer Wechselwirkung auf die Mit- und Nachwelt betrachtet. Die Frauenfrage ist ein bedeutendes soziales Moment, das bedeutendste vielleicht, so sehr es von den Vielen, die den Gegenstand entweder nicht kennen oder nicht begreifen, oder die ihn fürchten und todtshweigen möchten, gering geschätzt wird.

Schon in den Worten: Frauenfrage, Frauen-Emanzipation liegt der Begriff einer Bewegung der ganzen Menschheitshälfte: Weib. Es müssen demnach große Dinge sein, welche diese Bewegung hervor-

rufen konnten, eine Bewegung, die, wellenförmig auf und ab wogend, mit wenig Ausnahmen die ganze civilisirte Frauenwelt erfaßt hat. Eine Bewegung, bedingt durch das erwachende Bewußtsein des Weibes.

Was aber ist es, das das Bewußtsein des Weibes in so hohem Grade wecken konnte, daß es Ketten und Fesseln fühlt und abschütteln will, die es sonst meist geduldig trug, daß es sich selbstständig und ehrenvoll unabhängig hinstellen will als ein in möglichen Dingen dem Manne gleichberechtigtes Glied der menschlichen Gesellschaft?

Zuerst ist dieses erwachende Bewußtsein des Weibes als Mensch (sonst fühlte es sich bloß Weib) in dem naturgesetzlichen Fortschritt des menschlichen Geistes zu suchen, der auch im Weibe sein Hallelujah feiern will. Sein jetzt so heftiges Ausflodern aber in der Frauenwelt hat die schmerzlichsten momentanen Ursachen zur Grundlage.

Die zu so großem Theile verschobenen Linien einer naturgemäßen Versorgung des Weibes durch den Mann in der Ehe machen, daß das Weib seiner eingeborenen Bestimmung entzogen, seine Natur theilweise verläugnend, sich umsomehr als selbstständiges Glied der Gesellschaft erblicken muß.

Hätten wir mehr heirathslustige Männer, könnten wir aus jeder Frau eine Hausfrau, eine Gattin, eine Mutter machen, wir hätten weder eine Frauenfrage noch eine Frauen=Emanzipation. Auch in diesem glücklichen Falle wäre das geistige Erwachen und Weiterschreiten in der Frauenwelt, dem unaufhaltsamen Entwicklungsgange des menschheitlichen Geistes folgend, vor sich gegangen; aber es wäre kein so revolutionäres, kein ausbrechendes, sondern ein ruhig sich entfaltendes, ein still dahinfließendes geworden.

Wenn früherer Zeiten die Frauen unbewußter als jetzt, im Alterthume theils als Sklavinnen im wirklichen Sinne des Wortes, theils als Sklavinnen der eigenen Unbewußtheit, gegen ihr Loos nichts einzuwenden hatten; wenn im Mittelalter die Klöster jenen Massen von Frauen eine Zufluchtsstätte boten, die durch Mönchthum und Kriegsheere so gut wie heute ihrer natürlichen Bestimmung in der Ehe entzogen waren; wenn ferner der Troß der Lagerdirnen und sonstiger Verlorenen keinen Weheruf emporzusenden vermochte, so geschah dies eben deshalb, weil der Geist der Frauen damals mehr als je in Banden lag, schon durch die so eingewurzelte

Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Diesseits, von der Alleingiltigkeit des Jenseits. Was nicht in den Himmel taugte, schloß seinen Bund mit der eben so ewigen und mächtigen Hölle.

Heute aber, da wir uns mit Abscheu von der Rohheit und dem Aberglauben wenden; heute, da uns die blaue Blume des Vertröstens aufs Jenseits so ziemlich zu duften aufgehört hat; heute zwingt ein edler, idealer Realismus das einsame Weib zu arbeiten, um ehrenvoll, menschenwürdig dazustehen. Heute aber auch, da das scheußliche Heer der Bhrynen, dieser Pest des Frauenthumes, an Ehre, Markt und Börse der Männerwelt saugt; heute endlich, da, durch die pekuniäre Nothlage gezwungen, oft selbst edle Männer vor der Ehe, der natürlichen Pflicht des Menschen, zurückbeben müssen, heute haben wir eine Frauenfrage, wir haben die Frauen-Emanzipation.

Die Emanzipation der Frau vom Manne weg durch Arbeit ist demnach die kurze Antwort für Denjenigen, der fragt: „Was ist die Frauenfrage?“ Jedes Beklügeln und Verhöhnern dieses lichtvollen, wenngleich so dornengekrönten Momentes in der Gesellschaft fällt weg nach dieser Antwort.

Wer heute über die Frauen-Emanzipation lächelt, der soll nur gleich hinzufügen, er lächle über die falsche Emanzipation, denn die echte ist ein wahrhaft idealer Zug in der Geschichte der Frauenwelt, in den Annalen der Civilisation.

Wer die Emanzipation, diesen erhabenen leidvollen, diesen martyrienbergenden Zustand des Weibes zu begreifen begonnen hat, der strebe dahin, zu seiner glücklichen Auflösung und Aufhebung mitzuwirken. Diese Arbeit aber ist eine riesige, eine unabsehbare, und wer an sie geht, muß denken, ich arbeite nicht für heute oder morgen, sondern für kommende Geschlechter.

Denn wir können heute nicht das stehende Kriegsheer abschaffen, dem gegenüber ein Heer unverzogter Frauen dasteht, Emanzipirte und Prostituirte. Wir könnten wohl den Eölibat augenblicks abschaffen, denn es liegt gar kein vernünftiger Grund vor, der es befiehlt, diesem mittelalterlichen Uuding, das der zu versorgenden Frauenwelt Heere gesunder, arbeitskräftiger, besitzender Männer entzieht, seine ebenso verderbliche als lächerliche Existenz zu fristen; aber wir sind zu indifferent, gegen die Corruption etwas gründlich Wirkendes zu thun. Nur einzelne,

moralisch gesunde Männer haben die Kraft, sich diesem schmachvollen, gegen die Natur schreienden Gesetze zu entziehen\*), das seine Sklaven dem Laster oder mindestens gemeinen unehelichen Bündnissen zwingt, wenige Ausnahmen abgerechnet.

Was die Geldlage betrifft, die einen Hauptgrund des jetzigen Ehenmangels abgibt, so ist dies ein sehr fataler Punkt, und der Staats- und Volkswirtschaft liegt es zumeist ob, hier zu helfen.

Schließlich handelt es sich nur noch darum, jenen Rest freiwilliger Ehelosigkeit in der Gesellschaft aufzuheben, die theils durch die Nichtigkeit, Hohlheit, durch die Unhäuslichkeit, Buzsucht, Verschwendung, kurz durch die Verbildung und schlechte Erziehung unserer modernen Frauen bedingt ist, theils durch die Corruptheit des modernen Mannes selbst, der lieber die Sümpfe des Phrynenthums aufwühlt, anstatt naturgemäße, menschenwürdige Familienbände einzugehen. Hier muß ein Ausgleich freilich dem fortschreitenden Bildungsgange in der Gesellschaft überlassen bleiben, der uns ja dem wahren Menschenthume näher und immer näher führt.

\*) Jüngst der Domherr Suszczyński in Mogilno.

Langsam aber sicher schreitet der Genius der Menschheit dahin, diese voran und empor führend. Und daß die Frauen ihn jetzt so deutlich zu erblicken im Stande sind, daß sie sich schaaarenweise zu erheben trachten, um ihm rascher zu folgen als sonst, das ist nur ein glückliches kulturhistorisches Moment zu nennen. Denn wenn das Weib fortschreitet an Geist und Sittlichkeit, so schreitet es nicht allein vor, es zieht den Mann neben sich hinauf, sei er nun ein Sohn, ein Bruder, ein Gatte oder ein Fremder.

Wenn es in kommenden Zeiten und Geschlechtern edlere Frauen, bessere Gattinnen, denkendere Mütter geben wird, aus diesen heraus eine gekräftigte, werthvollere Menschheit, so wird dies eine Folge jenes beispielgebenden Heroismus, jenes heute so vielverkannten Emporstrebens in der Frauenwelt sein — ein Ergebniß der heutigen Emanzipation!

### Ein Wintermärchen.

---

Es war in einer froststarren, hellen Dezember-  
nacht. Spiegelglatt glänzte die Eisdecke des Bodens,  
Jedes Bäumchen trug die Arme voll Diamanten  
und ächzte bei dem leisen Windzuge auf unter der  
Last seines Schmuckes. Die Häuschen und Hütten  
der Landschaft hatten weiße Nachtkleider an und  
schienen zu schlafen, oben aber auf dem Berge von  
Fels und Tannenwald stand ein hohes Schloß, und  
eines seiner majestätischen Fenster war seltsam hell.  
Vielleicht sah deshalb ein schönes Sternlein, das  
zwischen seinen Brüdern am tiefblauen Himmel  
wandelte, so leuchtend auf die Erde herab. Siehe  
da, jetzt flimmerte es auf, und zur selbigen Minute  
ward in dem Schlosse ein Knäblein geboren.

Gott hatte der Welt einen Dichter geschenkt.  
Die Mutter aber stand vom Schmerzenslager auf,

sah nicht auf den kleinen Gottesengel in der Wiege, sondern ging fort aus dem Schlosse und lebte wie es ihr gefiel und nicht gefiel.

Der trauernde Vater blieb an der Wiege des Kleinen sitzen und klagte. Da kamen Leute und er bat sie, ihm das schöne Kind erziehen zu helfen. Sie thaten es vom Herzen gerne und wenn sie es nicht recht machten, so war das doch nicht ihre Schuld; denn fremde Hand ist ja nicht die Mutterhand, ein fremdes Auge nicht das Mutterauge, und das edelste Herz ist noch immer kein Mutterherz.

So wuchs der Gottesengel zu einem holden, halb herrischen, halb zitternden Knaben heran, er wurde zum Jüngling, er begann höher zu athmen; da fühlte er den Druck einer Zwangsjacke über seiner Brust und die erwachende Vorstellung sprengte die Fesseln einer unpassenden Erziehung. Er malte sich Ideale von Kraft und Heldenthum und stürmte in neue Ketten von falscher Lehre und Zucht hinein.... Namenlose Enttäuschung, trostlose Pein waren die Folge. Brennende Sehnsucht nach Freiheit, nach Wahrheit, nach dem Lichte erfaßte ihn, er warf sich weinend auf sein Antlitz. Als er wieder sein Haupt erhob, da stand hoch über ihm am blauen Nacht-

himmel jener Stern, der einst so schön über seiner Wiege geleuchtet hatte. Sein Auge blieb unverwandt an dem wonnespendenden Licht in der Höhe hangen, das wie ein Geisterrauschen herabzuschweben begann — zu ihm.

Das enge Fenster seiner Zelle flog auf, blendender Glanz strömte herein und eine hohe Frau, von den reichen Schleiern ihres Haares umflossen, in ein dunkles, keusches Gewand gehüllt, Perlen über dem wogenden Herzschlag, den himmlischen Stern auf dem Scheitel, stieg hernieder zu ihm — seine Muse.

Jubelnd sank er ihr zu Füßen. Er küßte den Saum ihres Kleides und rief: „D bleibe, Du Himmlische, bleibe; denn seit ich Dich ersah, weiß ich warum ich lebe, warum ich geboren bin, und ich bin so glücklich!“ Und die Himmlische lächelte und weilte bei ihm. Tag und Nacht stand sie ihm zu Häupten. Sie wand Blumen in seinen Traum, sie umgürtete ihn mit dem Schwerte des zürnenden Engels, der die Unwürdigen aus dem Paradiese jagte, sie salbte seine Hände mit wunderthätigem Balsam, so daß wenn er die Armen und Kranken damit berühre, sie genesen könnten in ihrer Seele.

Und er schuf ein herrliches, gottbegnadetes Werk und wurde stolz darauf. Das bemerkte seine himmlische Freundin und warnte ihn. Er aber sprach: „Ich habe gelitten und gedarbt, ich habe gerungen und schwer gearbeitet, nun will ich auch den Lohn ernten und leben!“

Die Muse aber begann zu entschweben, denn die Himmlische konnte da nicht weilen, wo der feindlichen Genien Schaar sich in die Nähe des jungen Dichters drängte.

Neben dem Stolze und der Eitelkeit umschwirrte die zahllose Rote orgiastischer Mächte die unentweihete Gestalt ihres Lieblings. Die Fußspitze von der Brüstung seines offenen Fensters hebend, rief sie ihm noch Mahnworte zu. Er überhörte sie, ja, er hatte den schrecklichen Muth, sie zu verspotten — und die Himmlische war entschwebt.

Da ward es dunkel um ihn. Nur Irriwische flammten auf aus dem Boden, auf welchem er stand, und seine Gedanken wurden zu Kobolden, welche zischende Lohe aus der Erde stampften. Von einer Million glühender Funken umsprüht, floh er wahngeweicht in die große, weite, erbarmenlose

Welt, verfolgt von der Schaar seiner bis zur Raserei entfesselten Geister.

Wie an den Haaren zog es ihn hinab, der so zauberhaft glitzernden Tiefe des Lebens zu — dem Bacchanal. Wild kochte sein Blut in den Adern, lavagleich durchfloß es ihn und stärkte ihn mit trügerischer Kraft. Von Bajadereu umtanzt sang er die Gesänge der Venus, ein Tanhäuser, der seine Leier zerschmettert, ein neuer Faust, dem Schaaren von dunklen Geistern ihre dunklen Locken um den Hals wanden und unter glühenden Klüffen sangen: „Es soll das Blut Dir stocken!“

Und das Blut stockte ihm im blühenden Leibe.

Es drang ein einzig Tröpflein davon, als es sich staute, in sein Hirn, erstarrte dort und er rief im wahnwitzigen Taumel: „Nieder mit dem Ideale! Hohn, Spott der Liebe, den Frauen! Nicht einem einzigen dieser Spielzeuge will ich gehören, sondern Allen! Ich liebe Alle!“ Und 'Alle' tanzten um ihn, die er meinte, und sie johlten Alle: 'Liebe Alle!'

Und sein Blut gerann, denn es war des Lebens Gift hineingedrungen. Er begann zu wanken, er strauchelte über sich selbst, sank nieder und die entfesselte Dämonenschaar stürmte über ihn hinüber,

seinen kranken Leib fühllos verlegend, so wie sie einst, um seine Seele unbekümmert, diese entweiht hatte.

Endlich war die teuflische Schaar vorübergefaust und er lag da, allein, auf einem einsamen Leichenstein.

Es war der seine.

Entsetzt erhob er sich mit einer heftigen Anstrengung und blickte auf die Platte des Steines. „Kein Name!“ schrie er gellend auf. „Welch' ein Fluch! Meiner harret das Vergessen!“ Und das Vergessen harret seiner, denn die Dämonen hatten im wilden Tanze alle Blätter seines Buches zerissen und die Stelle, wo sein Name stand, war besudelt — unkenntlich geworden.

Da raffte er noch einmal seine letzte Kraft zusammen und wollte mit seinen Nägeln einen unsterblichen Namen in den Stein kratzen. Aber die Kräfte versagten ihm, er wankte, und wie er verzweifelt hinstürzte, da wimmerte etwas unter seinen Füßen. Es war das Herz seiner Mutter, welches aus Verzweiflung über ihr verlorenes Kind nicht sterben konnte. Nun aber starben beide. Zur

selbigen Minute jedoch flammte das schöne Sternlein, welches so wunderbar am Himmel geleuchtet hatte bei der Geburt des Gotteskinds, noch einmal auf — und erlosch für immer.

---

### **Eine Allerseelenbetrachtung.**

---

Es gibt wol Niemanden, der, wenn er nur ein wenig in der Geschichte des Tages blättert, im Unklaren darüber wäre, wie im Verhältnisse zu dem Aufschwung der Industrie, zum geistigen Fortschritt, zum blühenden Wohlstand vieler, namentlich in dem Mittelstande und in den unteren Schichten des Volkes, das harmlose Glück der Menschen aufgehört. Es hört auf, weil es aufhören muß, vernichtet durch das nur allzuoft auftretende Mißverhältniß zwischen den Bedürfnissen und der möglichen Befriedigung derselben.

Die Cultur hat Alles berührt. In allen Classen und Ständen ist der Gebrauch, hiemit die Anschaffung von Dingen nöthig geworden, ohne welche unsere Vorfahren ganz gut lebten, die wir aber heute nicht entbehren zu können glauben.

Wenn man in diesem Wirrsal von Unausgeglichenheit eine Grenze, eine Scheidewand ziehen wollte, das heißt, wenn man bestimmen wollte, dieses ist zum Leben nothwendig, jenes nicht — es wäre unmöglich. Denn so wie jedes Antlitz aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt und dennoch ein gänzlich verschiedenes von den anderen ist, so sind die Bedürfnisse jedes Einzelnen nur nach seiner Individualität bestimmbar und ihm muß es überlassen bleiben, sich zu verschaffen was er braucht. Eines aber steht fest: er muß die drei ersten Lebensbedingungen des Menschen decken können: Nahrung, Kleidung, Wohnung.

Wehe dem, der dies nicht vermag!

Einen der traurigsten Uebelstände unserer Gesellschaft bildet heute in großen Städten immer noch die Wohnungsnoth. Stellen wir uns die Umstände derer vor, die mit Schrecken das erste dürre Blatt vom Baume fallen sehen. Der Winter naht! Der Winter, dessen eisiger Athem durch die morschen Planken der Dachstube dringt, der Winter mit den vielen schwarzblau gefrorenen Kinderhändchen und Füßchen, der Winter mit seiner Million gifthauchender Pilze an Boden und Wand der Kellerwohnungen,

welche der Dämon der Habsucht erfunden hat, der Zinsen zapft aus dem Herzblute der Armen. Der Winter, der manch' frierendes Weib in die Arme des Wüßlings treibt, der ihr ein warmes Daheim zahlt, der Winter, der so manches Heimathlosen Auge in sanftem Schlummer mit seinen krySTALLenen Flocken schließt — für immer.

Wer fühlt nicht den Jammer, der für Arme, Obdachlose, in dem einzigen kleinen Worte liegt: Winter!

Sonderbar contrastirt oft mit den ungedeckten Bedürfnissen Lebender, der prächtige, oft Hunderte von Gulden kostende Leichenbestattungssprung.

Wäre es nicht wunderschön, wenn schöngeistig und ethisch angelegte Menschen den Entschluß fassen möchten, zu testiren, daß für ihre Beerdigung die letzte Klasse der Bestattungen genommen werde — den Rest, das heißt, die Kosten einer „standesgemäßen“ Leichenfeier wohlthätigen Zwecken widmend?

Wozu der unnütze Luxus bei Todtenfesten?

„Wie viel anderer Luxus wird in der Welt getrieben!“ ruft man mir verweisend zu. Und ja, den Luxus, diesen prächtigen Diener der Schönheit, abschaffen wollen, hieße die Schönheit, den verschö-

nenden, erquickenden, belebenden Genius selbst fortjagen. Luxus verdammen wollen, da, wo er ästhetisch am Plage ist, wäre kindisch, albern, boshaft. Gibt uns doch die Natur selbst Beispiele des Luxus. Der Fruchtbaum zerbricht seine Aeste vor Fruchtüberladung, Bäume, Sträucher, Blumen streuen Millionen Blüten unnütz aus, bloß um·da, um „schön“ gewesen zu sein für des Menschen Auge und Herz, für ihn, dem ja die Welt gehört!

Aber das fürchtbar ernste Moment: der Tod, schießt jeden Luxus aus. Nothwendige, ernste Würde des Aufzug's wird niemand rügen, sondern verlangen. Die schwarzgekleidete Familie des armen Mittelstandes, welche hinter dem schlichten, grobgestrichenen Holz-sarge geht, dem auch noch ein Zug redlicher Freunde und Standesgenossen folgt, ein Choral oder Trauermarsch dazu, der bis in die Tiefen des Herzens greift, dem Vorübergehenden eine Thräne des Mitleids, der Ehrfurcht entlockt, das ist genug, das ist schön, des tiefsten Umstandes einer Bestattung würdig.

So passend Musik und sei es nur der rührende Gesang einiger, dem Todtenfeste ist, so natürlich es ist, daß wir mit Blumen, diesen holden Sinnbildern

der Liebe, den theuern Todten schmücken, so störend wirkt hier Prunk und lärmende Auffälligkeit für den Denker.

Die stolz gepuzten Pferdeköpfe passen durchaus nicht zur Trauer, sie erinnern an Turnier und Mummenschanz. Es wäre Zeit sie abzuschaffen. Würde doch niemand zur Trauer einen Czifoshut mit steif emporstehender Feder tragen. Die vielen kleinen und großen Wappenschilder erinnern lebhaft an den alten Adressestyl mit: „Herrn, Herrn,“ statt: „Herrn.“ Prahl ein Wappenschild am Fuß- oder Kopfende des Sarges nicht genug? Die vielen unnützen Glockentöne — man möchte sie in Münze umgewandelt sehen für lebendige „arme Seelen.“ Es gibt ein ewiges Naturgesetz. Es ist der Gegensatz von Groß und Klein, Macht und Ohnmacht, Gut und Böß, Nacht und Licht; in der Gesellschaft pointirt er sich am deutlichsten in: Arm und Reich.

Dieses Naturgesetz bildet die Konflikte der Welt, die ewige Kluft der Stände. Diese ewige Kluft aber auszufüllen, beständig Brücken darüber zu schlagen, das liegt in der Fähigkeit des Herrn der Schöpfung, des Menschen, in dem alles versöhnenden Gefühle seines Herzens. Und wahrhaftig,

die höchste Schönheit der Welt ist das Menschenherz!

Von diesem kostbaren Juwel in der Menschenbrust kann man es verlangen, daß es in dem Augenblicke höchsten Leides seinen zitternden Strahlende in das ewig unausgefüllte Meer des Glends anderer . . . .

Ich sehe die Gestalt einer Schmerzgebeugten Mutter. Mit stehendem Blicke aus den dunklen Augenhöhlen, die Stirne krausgezerzt in unglättbaren Falten, geht sie händeringend im Gemache umher, trostlos, rastlos. Fortgetragen ist ihr Kind, hinabgesenkt in jene furchtbare Stätte der Verwesung, an die wir nur in halbem Wahnsinn denken können, in das Grab! Wo sie hinblickt, dehnt sich der öde Raum vor ihr aus — eine trostlose Leere überall; und sie selbst ist noch da. Wozu, warum?!

O Mütter, die ihr vergehet im Leide, Wittwen, Waisen, denen das Schicksal die große Kraft Geld gegeben hat, wendet eure Augen fremdem Glend zu; fühlet es, denn es übersteigt euer eigenes. Ihr bettet nur fühllose Körper in das frierende Wintergrab; der obdachlosen Mutter erstarrt an dem verzweifelnden Herzen das blühende, heißgeliebte Kind.

Schmücket es, doch nicht im Uebermaß, das letzte Haus der Todten, und bauet Häuser ohne Unterlaß für die Lebenden, die kein Daheim haben.

Wälzet keine kostbaren Steine auf eine arme Menschenbrust, die endlich ausgerungen hat; es hatte ja jede im Leben schwer genug zu tragen.

Sehet, eure Todten ehrend, an deren Sterbestätte, anstatt eitler Prunksteine, Monumente auf dem Felde der Humanität; dann könnet ihr eurer eigenen Denkmäler sicher sein, im Herzen des Volkes und in dem Tempel der Literatur. Vergrößert die Fonde für Armenwohnungen, indem ihr eure letzten Pflichten an den Abgeschiedenen mit jener Einfachheit erfüllet, wie sie dem furchtbaren Ernste des Todes entspricht.

---

### Ein offener Brief an den Liebesgott.

---

Es gibt einen lächerlichen Zwiespalt zwischen den Geschlechtern, wenn er nicht, von der ernstesten Seite genommen, ein trostloser genannt zu werden verdient.

Eros, Liebe! Welch' große, erhabene Bedeutung hast du, auf das Allgemeine, Ganze angewendet; wie schrumpfst du zusammen, wenn du heute mäkelnd zwischen zwei Menschlein trittst, die Mann und Weib heißen! Dein Lockenköpfchen wird alsbald zur Zipfelmütze des Gnomen, Bogen, Köcher und Pfeile zu Grubenlicht, Hammer und Spaten; dir wächst ein Zöpflein, ein Kröpflein, ein Höcker und die Allongeperrücke der Freundschaft, wenn's gut geht.

Eros, du wunderbare Kraft, die nach der edelsten Hellenenmythe das All durchdringt, du fließest ordnend aus der Unendlichkeit in's Endliche,

Stoffliche, in's Chaos; du erhellst, belebst es, du schaffst die Welt, die schöne, paradiesische Griechenwelt, von der leider wir — durch allerhand Modernes Zerspliffenen blutwenig mehr als die Fabel behalten haben.

Gros, Kind der göttlichen Weltidee: Schönheit, welche Wanderungen und Wandlungen hast du bestanden seit historischem Gedenken! Gebunden und auf faulem Stroh lagst du in finsternen Zellen und mußt zusehen, wie des frommen Selbstpeinigers Blut deine goldenen Waffen besudelte. Mit Schlange und Giftkräutlein zugleich kochte dich die Here an der Blut zerpaltenen Schädelknochen; dem Burgfräulein und Falkonier slogst du mit Helmbusch und Kettlein auf den Finger; im Kriegsgetümmel bot dich die Schenkdirne den Landsknechten feil und die ehrfame Bürgerfrau stellte dich in einen sorglich verschlossenen Glaschrank, wie einen ausgestopften Papagei. Dann kam die tänzelnde Schäferrotte des Rococco und warf dich auf den Toilettetisch der Frivolität, vis à vis der kopfschüttelnden Pagode der Etiquette.

Und heute hast du Toilette- und Sittensfreiheit aller Zeiten. Du flatterst fed in die Zelle der

Könne und sie läßt dich von ihren heißen Lippen den Frühstückszucker naschen. Du hockst mit hangenden Flügeln und schalkhaft zugekniffenen Augen auf dem Schreibtische des Gelehrten und schießest ihm plötzlich die Feder zwischen den Fingern weg, so daß ihm das finstere Naß in die Augen spritzt und er blind hineinrennt in alles Mögliche.

Du sitzest auch dem schwärzesten Modeheiligen auf der Tonsur und nickst von da jeder schönen Frau zu, du guckst sogar der alten Köchin aus dem Suppentopfe entgegen und sie läßt dich sammt der Suppe lustig herausspringen und läuft einem Liebsten nach — der sie nicht mag.

Du bist nicht mehr nobel, Gros, du fliegst, singst, summst und schnatterst jetzt überall, mein Lieber. Fi done, ein Kind, das seiner Mutter entläuft, was kann aus diesem werden! Du bist ein buntschillerndes, perfides Insekt, das sich in tausend und aber tausend Larven und Maden vervielfacht — Du bist ein Thier geworden, Gros! Du bist die häßliche Fliege, die sich auf lebende Cadaver setzt und physisches, so wie moralisches Gift in's Blut der Generationen impft!

Du Scheusal der Gesellschaft machst das Wort

furchtbar wahr: „Les extrêmes se touchent!“ Denn du bist und bleibst ja nebst alledem der ewige, lieblichste Gott!

Wo sind die Gesetze, die du, von der Unendlichkeit dich loslösend, in's geordnete Chaos brachtest? Gabst du keine besseren als die jetzigen? Gab man dir keine anderen mit? Warum? und wer steht über dir?

Schäme dich, nicht Rede stehen zu können vor lauter Leichtsin und Gedankenlosigkeit! Sieh, dein schlimmer Anwalt, das schwarzumflorte Messiashaupt: Schopenhauer, nahm dich Entartetsten der Götter wie ein todttes Huhn und steckte Dich in den Ameisenhaufen seiner Fantasie. Dort, umwimmelt von der Schaar seiner schwarzen Gedanken, wurdest du skelettirt, und sieh da, eines Tages zog dich der große Mann als prachtvoll entblößtes Gerippe hervor und zeigte dich der Welt mit folgenden Worten: „Die Liebe hat nur den Zweck die Menschheit fortzusetzen.“ Alles was sich Schönes, Seliges, Erhabenes den Liebenden vorspiegelt, ist bloß ein schändlicher Betrug, den die Natur an den Werkzeugen ihres Willens verübt, um sie ihrem despotischen Zwecke unterzuordnen. Dieser Zweck ist in concreto

der, einen neuen Menschen zu schaffen, der als Idee: Liebe, sich bereits in den zwei Opfern der Natur darlebt.

Und da stündest denn du, Gros, wirklich als ein ganz malitiöser Kerl da. Ein Kobold, der uns neckt, versucht, der uns in die Tiefen der wahnwitzigsten Leidenschaft führt, uns die dümmsten, unpassendsten Ehen schließen läßt, und wenn er uns nicht mehr braucht, löscht er sein Grubenlicht aus — und verschwindet. Wir können zusehen, wie wir aus dem Schachte kommen.

Und dein schlimmer, aber ehrlicher Anwalt geht noch weiter.

Er sagt: Dem Manne ist von Natur aus die Aufgabe geworden, für die Vielheit der Individuen zu sorgen, daher sein Hang zur Untreue; (welch' eine herrliche Ausrede für die Herren der Schöpfung!) dem Weibe hingegen der Auftrag, sich für das schon geschaffene Individuum hinzuopfern. Daher die natürliche Treue des Weibes, welche nur aus Verzweiflung über die Pflichtvergessenheit des Mannes in das traurige Kunstprodukt der Corruption umschlägt — — Untreue der Frau!

Höre deinen lebenswürdigen Apostel Seine

predigen: „Nichts ist fürchterlicher als die Treue der Frauen!“ — —

Gros, du bist ein Sittenverderber geworden, als du unter die Menschen gingst, und ich glaube fest, es ist ein Irrthum der Philosophen, wenn sie dir die Mythe von der Weltordnung zuschreiben: ich sehe, daß du nur Unordnung machst unter uns!

Du scheinst mir, so wie du dich jetzt beträgst, ein ganz gemeiner Söldling der uncultivirten Natur: geworden zu sein. Du bist nebenbei alt geworden, mein Lieber, und träumst nur mehr davon, was du warst. Du erblickst dich auf den Ebenen von Eleusis, faselst von göttlichen, unentzifferten Mysterien und schaffst tappend Dinge, die gleichwol Mysterien zu bleiben verdienen, bedeckt in Göttergnade mit Nacht und Grauen.

Du hast es längst vergessen, daß du einst Philemon und Baucis durch ein hochedles, beispiellos schönes Leben führtest in Gattentreue bis zum Tode; aber du wiederholst die Sünde deiner Mutter (der sehr fehlbaren!), indem du alle Augenblicke das lebende Bild von Venus und Mars im Neze auf den Familientheatern der Gegenwart auführen lässest.

Freilich hast du stets dein Benefice dabei, du alter Schelm, und bist nächst Merkur, der jetzt die Diebsflügel an Siebenmeilenstiefeln trägt, erster Regisseur der Weltcomödie.

Aber ich warne dich, redigire dein sogenannt ewiges Unternehmen besser, Freund Federleicht! Einst gelang es freilich dem schlauen Zeus, seine Maitresse Io vor sich halber in eine Kuh zu verwandeln; es könnte aber doch der Tag herankommen, wo die Io-herden von heute sich in Frauenheere verwandeln und wo sich alsdann die gesellschaftliche Szenerie gewaltig für dich verschieben dürfte!

Denn der Mensch, dieser „herrliche Fremdling“ auf Erden, er steht da, „die bei ihrem Ich angekommene, über sich selbst erhabene Natur“ — und halt! Hier mein lieber, tiefgesunkener Gott, hier packe ich dich bei den Flügeln! „Ueber sich selbst erhaben,“ verstehst du dieses große, eine neue ethische Schöpfung in sich tragende Wort?

Bis der Mensch, „die bei ihrem Ich angekommene Natur über diese erhaben“ geworden sein wird, bis er es wollen wird, die edlen Triebe in sich zu unterstützen, die schlechten zu beschränken und

auszurotten, dann, mein lieber Gros, ist auch dein tolles Handwerk zu Ende.

Wir, die wir angeblich von dir eine Weltordnung zu erwarten hatten, wir werden dich Art lehren müssen, Zügelloser! Die umgekehrte Fabel vom Paradiese soll sich an dir bewahrheiten; der Mensch ist der Cherub, der dich zum Cupido herabgesunkenen aus dem Pfuhle gemeinen Weltgetriebes hinwegjagt, und die Flamme seines Willensschwertes muß dich rein brennen, zu dem machen, was du sein sollst.

Aufnehmen mußt du wieder deinen Flug zu den ewigen Höhen der Unendlichkeit, welche wir heute nirgends mehr zu suchen haben, als im Geiste des Menschen. Dort thront die Freiheit, welche in der Herrschaft über das Sinnliche liegt und von da herab sei du das Licht der Welt — Weltordner.

So aber, lieber Gros, wie du jetzt bist und schaltest, machst du weder dir Ehre — noch uns.



## Anekdoten.

---



### Graziös.

Eine Dame von der Feder wurde darauf aufmerksam gemacht, daß man sich mit ihrer Erscheinung in Wigblättern marktchreierisch befaße. „Ich bedauere es, daß ich nicht buckelig bin,“ entgegnete die Schriftstellerin. „Warum“ fragte man erstaunt. „Ich könnte sonst mit Aesop sagen,“ antwortete lächelnd die Gefragte: „Je fais parler les bêtes!“

### Paradox.

Einer stolperte auf der Straße über seine eigenen Füße und plagte heraus: „Bin ich aber dumm!“ Ein vorüberhüpfender Schusterjunge rief ihm zu: „Wenn Sie das nur einsehen, dann sind Sie gescheit.“

### Unterschied zwischen Theorie und Praxis.

Ein moderner Schriftsteller klagt in einem seiner Bücher, daß die „Mittelmäßigkeit“ auf dem Gebiete der Literatur das „Talent“ „erdrücke“ — und wies jüngst ein junges Talent ab.

### Kinder und Narren sagen die Wahrheit.

In einer Gesellschaft sprach man von der Entstehung der Perlen, von deren Schönheit, zuletzt erwähnte man des alten Vergleiches zwischen Perlen und — Frauen. Ein Philosoph von 16 Jahren, der in einer Ecke schweigend zugehört hatte, sagte plötzlich: „Ist das Weib nicht vielleicht auch eine Krankheit unserer Erdenmuschel?“

### Naturphilosophie.

Ein dreijähriger Knabe wurde von einer Biene in die Hand gestochen. Als die Mutter dem Weinenden den Stachel herausgezogen hatte, rief er halb im Troste: „Ist das ein lieber Gott, der Bienen wachsen läßt, damit sie brave Kinder stechen?“

**Sexueller Grund.**

Madame S. kam zum Vorstand des Schriftstellervereins in Schnitzelbugelhäufel, wo sie wegen Familienverhältnissen zu leben gezwungen war, und wollte dem Vereine beitreten. „Unmöglich!“ gab man ihr zurück. „Warum,“ fragte die Dame erstaunt. „Bin ich nicht vom Fache, trage ich nicht einen vielgenannten Namen als Schriftstellerin? Warum dürfte ich nicht beitreten?“ „Sie sind eine Dame“ — war die erklärende Antwort.



## Kritische Flugblätter.

---

„Aber woher dieses verwirrende  
Durcheinander des Feuilletonfil's?“  
„Sieh', lieber Leser, auch das ist abficht-  
voll aufgebaut, die Anarchie ist mit Mühe  
und Kunst gruppiert.“

Oscar Blumenthal.



### **Ein Wort über die neue kritische Strömung**

zu schreiben, wird jedem wahrhaft nach dem Höchsten strebenden Schriftsteller zur Pflicht. Auch ich gehörte noch vor kurzer Zeit zu jenen, die in der ähnden Lauge der Kritik, welche sich jetzt in den maßgebenden Kreisen Deutschlands zu entwickeln begonnen hat, etwas Schreckliches, etwas Ungerechtes sahen.

Das Gemeinwort, was man nicht versteht, das verwirft man, machte sich auch an mir, der so lange unreif Dahinträumenden, geltend. Und wer weiß, wie lange ich noch in dieser geistigen Dunkelheit verharrt wäre, wenn nicht ein Lichtstral in meine Seele, meinen Geist erleuchtend, gefallen wäre.

Dieser Lichtstral — es war die Aufnahme meiner Wenigkeit als Mitarbeiterin der „Deutschen Dichterhalle“ in Leipzig.

Lange, lange schon liebte ich die deutsche Sagenwelt, die Sage vom schlafenden Dornröslein allem

voranstellend, was in dieser Art gedichtet wurde. Aber daß das menschliche Herz, sein Genius es sein könne, den das verzauberte Dornröschen vorzustellen vermag, das wußte ich jetzt erst deutlich.

Jetzt erkannte ich den Weg, den ich zu gehen habe. Jetzt erst entfaltet meine Fantasie den ganzen Fittich, und demüthig will ich als Schülerin eintreten in den Tempel der deutschen Literatur, aber muthig will ich mich allen, auch den grausamsten Operationen unterziehen, welche die Kritik an meinen Arbeiten zu vollziehen hat.

Ernst Eckstein sagt irgendwo (trotz Göthe's Verbot, etwas zu citiren, was man nicht genau weiß, sage ich's dem Inhalte nach wieder): „Die Sudelei der heutigen Dichterlinge verdirbt dem Publikum die Freude an der Poesie“ — und es mag wahr sein.

Die Wiederaufnahme der alten Strenge, durch unbarmherzigen Tadel den falschen Priestern der Muse die Lust am „Vyraleiern“, wie Schert so köstlich spottet, zu verleiden, ist nothwendig gewesen. Das echte Talent, so demüthig und andachtsvoll es vor dem Altar der Poesie steht, so muthig tritt es vor seine Richter hin, die über die frevelnden Musen-

jünger zu richten haben. „Da bin ich,“ spricht es, ich habe den Funken vom Himmel geholt, reinigt mein Feuer von den Schlacken des Unreinen, damit es in hellen Flammen auflodere, die der Menschheit voranleuchten sollen!“

Und so rufe auch ich es und ich rufe noch mehr in die Welt hinaus. Die Kritik ist kein Scherz und kein Spiel, sie ist eine Pflicht, eine große, schwere Arbeit. Mögen die Unberufenen dies einsehen und lieber früher von der Danaidenarbeit des Dichterlings absteigen, damit nicht die kostbare Zeit des Kritikers sich an dem Durchlesen werthloser Bücher versplittere; mögen aber auch die Kritiker bedenken, wie bitter es alten, an eine laze Beurtheilung gewöhnten Schriftstellern zu Muth sein mag, wenn sie, die Lobverwöhnten, auf einmal von der Sündfluth des kritischen Rachegeistes überströmt werden.

Ich bitte daher eine gerechte, auf's Sonnenrad flechtende Apolloschaft, die guten Alten der „guten, alten Zeit“ mit christlicher Schonung — in Pension zu schicken.

Was noch frisch und gesund ist aus dieser alten Baumschule, das wird sich gerne stützen und

pfropfen lassen, das wird noch frisch grünen, blühen und edle Früchte tragen. Was alt, morsch und absterbend ist, das wollen wir ehrfürchtig zu Grabe betten!

Ich schlage deshalb eine Kritik vor, die von zwei Standpunkten aus kritisiert: vom reinästhetischen, dem Kunststandpunkte, und vom ethischen Standpunkte.

Die erstere Art der Kritik wollen wir gerne den Männern überlassen; die zweite wäre ein herrliches Gebiet für schreibende Frauen.

Den Mann hat die Natur zur Herrschaft des Geistes bestimmt; unser ist die Welt des Empfindens, des Gefühls. Das Weib kann nur groß sein mit dem Herzen!

So sollen denn auch Kritik und Poesie auf naturgesetzlicher Basis einander gegenübergestellt werden, wie es eine nothwendige Verschmelzung des antiken Elementes mit den neuesten, ethischen Culturgedanken erheischt.

Im Frühling 1875.

Graz in der Steiermark.

---

### Gegen die Aſterkritik.

Es iſt bereits gang und gäbe geworden, daß der oft zum journaliſtiſchen Troßjungen gewordene Gott Apollo nach Belieben die edelſten Perſönlichkeiten an den Poudrettemagen ſeiner ſubjectiven Meinung zu binden magt und ſie ſo durch den Koth ſchleift.

Jene allzulare Großmuth bedeutender Schriftſteller gegen die Heſe der Kritik hat ein Heer ſolch unberufener Antiapollo's geſchaffen, die einzeln oder auch rudelweiſe, bald dieſen, bald jenen Dichter überfallen, bald ganze Unternehmungen in den Grund zu bohren trachten. Wo bleibt aber da die Moral?

Es gibt ein Irren und Fehlen, es gibt Sünden auf dem Gebiete der Production, wie es ſolche auf der Bahn des Lebens ſelbſt gibt. Ein Wegweiſer aber empor, ein ſtrenger, unnaſichtlicher, ein

hochgerechter Freund hat die Kritik dem Dichter zu sein, sie hat die Aufgabe ihn von seinem Irrthum durch Darlegung seiner Fehler und durch Entgegenhalten des Richtigen zu befreien.

Das ist Kritik, alles andere ist journalistisches Geschwätz, wenn es nicht bisweilen mehr ist — ein Gottesmord am Schönen und Guten, oft an dem Genius des Dichters selbst. Es wäre den Forderungen des allseitigen Fortschrittes in der Menschheit gemäß, von dem sich das Gebiet der Feder nicht wird ausschließen dürfen, daß sich eine Aufsicht in Bezug auf Kritik in der literarischen Welt bilden möchte.

Daß zu diesem Zwecke sich Vereine bilden, wäre nicht nöthig, alle Geister hoher Natur machen ja naturgemäß einen Verein aus und wo sie sich begegnen, da wirken sie unmittelbar und mit vereinten Kräften. Wer aber in der Schreibewelt redlich denkt, der stecke von der Austerkritik nichts ein, mag nun diese ihn selbst oder einen andern Schriftsteller getroffen haben! Eine Kritik der Kritik ist nothwendig geworden.

### Ein gutes Buch

ist trotz der beständigen Produktionsfluth auf belletristischem Gebiete eine Seltenheit. Um so mehr ist es also Pflicht, von einem so originellen Buch zu sprechen wie es „Der Weg meines Lebens. Erinnerungen eines ehemaligen Chassiden,“ von Josef Ehrlich, Wien, 1874. bei L. Rosner, ist.

Es ist kein tappendes Irrlichteliren, das sich hier breit macht, sondern der reifgewordene Geist eines werthvollen Menschen führt uns contemplativ den Dornenweg seines Lebens vor, einen Weg aus dem Pfuhle des Aberglaubens und verzerrter Gottesanbetung, wie sie eben nur die Orthodoxye bieten kann.

Weilen, der uns den Verfasser dieses interessanten Büchleins in der Vorrede als irrenden,

ringenden Dichter zeigt, sagt mit Recht, daß die Schilderungen aus dem jüdischen Volksstamme und dessen Eigenthümlichkeiten in dieser Weise noch nicht dargestellt worden sind.

Was den Kern der Erzählung ausmacht, so ist dies immer nur das Ich des Verfasser's, und mehr als naive Selbstsucht erkennen wir, bis zu Ende des Buches, wo Ehrlich als zweiundzwanzigjähriger Jüngling von seiner Vaterstadt Brody in Galizien nach Wien pilgert, an ihm nicht. Aber welches Ich, welche Selbstsucht! Eine Selbstsucht, die uns Ehrfurcht einflößt, ein Ich, das von Natur aus bevorzugt unter den grausamsten wahnwitzigsten Einflüssen und Mißhandlungen jüdisch-orthodoxer Erziehung immerfort zur Nothwehr gezwungen, nur in lichten Momenten zu sich kommen kann. Ein Ich, das durch die beständig ihm aufgedrungene Unmöglichkeit zu sein wie die Anderen, eine Subjektivität zu entwickeln gezwungen ist, die an Energie Achtunggebietendes leistet. So die Geduld, mit welcher Ehrlich im vollen Bewußtsein seiner inneren Ausserwähltheit jede Demüthigung erträgt, die ihm, dem aus der Art geschlagenen Waisenknaben, wird; so die fantastische Reise durch Feld und Wald, durch

Teiche und lockere Ackerfelder, die er standhaft durchführt, nachdem er sich vorgenommen hatte, thatsächlich nicht den Weg zu gehen, den Alle gehen, auf der Straße, sondern den geradesten, und möge ihm dieser noch so beschwerlich fallen.

Dieses naive Suchen nach einer Symbolik seines Ich's in der Natur, das Sich-Einsfühlen mit dem großen Ganzen der Welt, das Verschmelzen theistischer und pantheistischer Empfindungen in dem jugendlichen, erst durch den Einfluß der deutschen Schule zum Menschen werdenden Knaben, ist von psychologischem Werthe.

Die culturhistorischen Momente über Sitte und Unsitte der orthodoxen Juden sind mit erschreckender Wahrheit gezeichnet und erinnern in ihrer dogmatischen Unfehlbarkeit an das Geistesdunkel, in welchem heute noch so Viele leben, für die der Messias schon gekommen sein soll.

Josef Weilen schließt seine Vorrede mit den Worten: „Von der Aufnahme dieser Blätter wird es abhängen, ob auch die Fortsetzung derselben, die weiteren Erlebnisse in Wien, oder wie der Autor meint, der Weg von dem trübsten Pfuhle des Aberglaubens und der Orthodorie bis zum reinsten

Gipfel deutscher Philosophie und Kunst als zweiter  
Band folgen soll.

Das ist viel gesagt und spannt unsere Er-  
wartungen.

---

### Der neue Tanzhäuser.

---

Ich mag diese Lektüre nicht, so sehr man sich darum reißt. Eine neunte oder achte Auflage soll ja schon davon erschienen sein. Die sechste liegt vor mir. — Also Tanzhäuser, dich soll ich kritisiren! Mir graut es vor den Maden und Würmern, vor der Verwesung, die unter glühenden Küffen lauert. Gibt es nicht Liebe? schreit mein Herz auf. Warum beßingt ihn die Wollust, sie, die ohne Liebe so häßlich ist? Ich hasse diese „Liebe“, ich verstehe die Venus Pandemos nicht, ich kann mir die Liebe nicht als Venus personificirt denken, diese haftet stets am Niedern. Ich liebe die Liebe, die göttliche und himmelanstrebende, wie sie sich uns offenbart im Antlitz des Gros von Centocelle. O, bitte, meine verehrten Leserinnen, wallfahrten Sie zum Gros von Centocelle, lassen Sie den Männern den neuen

Tanhäuser, für die er geschrieben ist. Sollten Sie sich aber entschließen können, ihn trotz meiner Warnung dennoch zu lesen, dann geben Sie dem Dichter desselben das Zeugniß, gleich mir, daß er prachtvoll plastisch und farbenreich zu malen weiß, daß er den Pessimismus mit aller Glut der Empfindung hinstellt. Und wünschen Sie ihm gleich mir, daß er ein Weib findet, das ihn — erlöst. Das ihn erlöst von seinem dunklen Schmerzenswahn und ihm den Glauben, das Bewußtsein der Unsterblichkeit, der Göttlichkeit des Menschen wiedergibt durch eine echte Frauenliebe.

---

### Ganhäuser in Rom

ist so schön geschrieben, daß einem das Herz wehe thut, wenn man erkennt, um was diese schöne Sprache vergeudet ist.

Die Heldin ist das was sich auf „Lemure“ so gut reimt, und zwar — aus den höchsten Ständen. Anstatt daß der Sinn der Erzählung uns leze, hören wir immer nur den hier passenden Reimklang auf „Leze“! Es ist eine Poesie die sich beiläufig auf das Wort Novelle reimt, wenn man ihren Begriff auf das Gegenreimwort von Novelle in dessen Vielzahl legt. — Aber die Sprache, die Bilder, die Gestalten, so lebendig, so sprühend und glühend!

O Griesebach, warum hast Du das der Literatur gethan?

### Literarische Ungezogenheiten.

---

Es ist ein wahres Glück, daß in der jetzigen Zeit, wo das Christenthum abzusterben beginnt und die alten Götter beim Ambrosiamahle schnarchen, daß da in Ermangelung eines Genius oder eines heiligen Geistes so ein unheiliger Geist über uns gekommen ist wie Oscar Blumenthal, sonst gähnte sich die gute alte Gaa noch zu Tode. „Allerhand Ungezogenheiten“ verführen zwar zur Ungezogenheit, indem man sie gar nicht anders rezensiren kann als ungezogen; sie wirken demnach gewissermaßen unmoralisch, sie sind aber auch wieder sehr moralisch, weil sie „unsern Großen“, die nach Justus Frey „nicht groß“ sind, hie und da durch einen tüchtigen „G'nachstreich“ (als ob's ein österreichischer wäre) zeigen, daß sie nicht groß sind.

Aber ein kleines Wagniß war's doch mit diesen allerhand Ungezogenheiten, die der Verfasser seinen

Feinden feindschaftlichst zueignete. Kann Mancher, der z. B. nicht mit den „Dummen“ turniert hat, nicht doch auch finden, daß der Verfasser in seiner „Philosophie“ dem Paradoxen nicht zu entgehen vermag und daß schließlich die sentimentale Wendung: „Der Ernst im Scherze“ beinahe zum unwilligen Humor neigt, nachdem man doch nie an dem Verfasser das zu spüren bekommen hat, was man sonst Herz zu nennen pflegt?

„O Blumenthal, was hast Du gethan!“ möchte man ausrufen. „Du spielst mit Schießgewehren und hast doch schon so viele arme Thiere zum Scherz gequält! Du kannst ohne Himmelsstrafe nicht davonkommen, Atheist! Du parodirst Dramor den Unsterblichen in Deiner eigenen Grabchrift, Du singst:

„Nun bin ich ledig aller Erdenplag,  
 Mich kann kein Glück, kein Hoffen mehr betrügen,  
 Und wenn einst naht der Auferstehungstag, —  
 Ich bleibe liegen!“

Und daran hätte auch ohne diese Knüttel kein Mensch zu zweifeln gewagt!

Damit sei aber nicht gesagt, daß das Buch des Ungezogenen nicht manches Gute enthielte. Da ist z. B. eine unübertreffliche Kritik der heiligen

Francisca, eines clericalaristokratischen Blaustrumpfs par excellence, da ist eine ergögliche Gayette-iana, die ich nur darum tolerire, weil sie die Fadesse des literarischen Strickstrumpfhums geißelt; da ist die Satire über Dorfpoesie, die freilich ein wenig zu weit geht; kurz, Blumenthal ist eine mit Nothwendigkeit auf dem Felde der Literatur jagende Persönlichkeit, wenn er auch hie und da einen Bock schießt.

Thatsache ist, und wenn man noch so böse auf Blumenthal sein wollte, man muß doch wieder über ihn — lachen.

### Ein Aperçu über — Frauenthre.

---

Ich habe einen lieben, fernen, recht geistreichen Freund, den ich zwar nicht persönlich kenne, mit dem ich aber angelegentlichst correspondire, und zwar über die Frauenfrage. Der Mann war immer noch mit meinen Ansichten über die Frauenfrage zufrieden, welche dahin gehen, daß die Frau von Natur aus dazu bestimmt ist, Gattin, Hausfrau und Mutter zu werden, und daß sie nur deshalb, weil die socialen Verhältnisse sie dieser ihrer natürlichen Bestimmung so häufig entziehen, auf den Standpunkt der Emanzipation hingezwungen wird.

Wie staunte ich, als ich meines Freundes letzten Brief öffnete und die Worte las: „Ich habe ein heißes Wörtchen gegen Sie auf dem Herzen — — (das „Sie“ war unterstrichen!) und ich will es Ihnen aufrichtig sagen.“

Und nun beginnt mein Freund zu nörgeln: „Frauenehre!“ Ich muß gestehen, daß mir der Begriff dieses Wortes seit Kurzem abhanden kam, denn ich habe dessen Definition nach dem so betitelten Buche, vielmehr nach Ihrem gleichnamigen Aufsatz früher mißverstanden. Dachte mir, „Frauenehre“ sei etwas, das man nicht öffentlich studiren könne zc.“

Mein ferner, unbekannter Freund hatte nämlich in Triest eine Rezension von mir gelesen, die des Romanes „Frauenehre“ von Francisca Essenther, welcher 1875 in zweiter Auflage bei Leo & Comp. in Wien erschienen ist. Zu meinem größten Erstaunen hat er so recht als vorurtheilsvoller Gattungsmensch über die neue „Frauenehre“ geurtheilt!

Wie kann man es einem Weibe heute, wo der Erwerb, die Erwerbsfähigkeit dem Weibe der einzige Talisman gegen das Verkommen im Elende oder im Laster ist, abstreiten wollen, daß es Frauenehre bedingt, zu lernen, was es immer sei, glänzend zu bestehen, was man unternommen; wie kann man es vor allem einem Mädchen bemängeln wollen, ob es denn Frauenehre sei, die es trieb Medicin zu studiren, um als Doktor derselben, der Menschheit nützend, in edler Selbstständigkeit dazustehen? Und

dieses Thema zieht sich durch den Roman „Frauen-  
ehre“ von Francisca Essenther.

Emilie von Waldheim, die Tochter eines ver-  
witweten Major's, der sein Kind in hochgeistiger  
Frauenehre (die sittliche versteht sich doch um Gottes-  
willen von selbst) erzieht, schlägt eine brillante Par-  
thie aus, um sich durch sich selbst eine sociale Stellung  
zu verschaffen.

Allerdings würden dies hundert und hundert,  
tausend und tausend andere Mädchen nicht thun,  
sie würden zugreifen, heirathen und recht glücklich  
dabei werden. Aber das denkende Weib Emilie,  
ein bedeutendes wissenschaftliches Talent in sich  
tragend, gibt dem Manne, zu dem das Herz sie  
zieht, einen Korb, da er sie ja nur um ihrer Schön-  
heit willen liebe, die vergänglich ist.

Sie kann den Gedanken an eine Ehe nicht  
fassen, wo die Frau, die Blume des Hauses, welkt,  
verdorrt, und endlich reiz- und kraftlos dasteht; sie  
will eine Ehe, wo beide Gatten auf geistiger Basis  
stehend, sich unverwelkliche Kränze des Glückes, des  
Genusses zu wahren im Stande sind; und sie geht,  
vom Bräutigam mißverstanden, an die Universität  
studiren. Da aber damals noch Frauen der Zutritt

zu öffentlichen Studien nicht gestattet war, wird sie von einem sie enthusiastisch verehrenden Onkel, der selbst Arzt ist, als Jüngling verkleidet bei einer Universität eingeschmuggelt.

Nach mehrjährigem Martyrium, welches das zitternde und doch so felsenfeste Mädchen in ihrer Maske als Student durchzumachen hatte, besteht sie glänzend ihr Examen und wird Dr. Emilie Waldheim.

Der Liebling eines alten Minister's, Emilien's einstiger Bräutigam, verliert mit dem Umsturz im Lande zugleich seinen hohen Posten. Tendenziell beweist uns hier die Verfasserin, wie gut es war, daß sich Emilie auf „die Versorgung durch die Ehe“ nicht verlassen hatte und dies um so mehr, als der Major von Waldheim auf dem Felde der Ehre bleibt, sein Sohn Emil, Emilien's Bruder, zum Krüppel geschossen wird, und sie so nicht nur sich selbst zu erhalten hat, sondern auch ihren Bruder zu unterstützen vermag.

Daß dieser Bruder als Gegensatz zu dem Idealweib Emilie recht erbärmlich klein gezeichnet ist, erfordert die Tendenz, die uns einen erschreckend wahren Spiegel unserer socialen Zustände vorhält.

Ich sage erschreckend, denn was ist die Frauen-  
 erhebung von heute denn anders als eine indirecte  
 Anklage gegen den Mann? Daß das Weib sich  
 selbst zu erhalten sich vornimmt, daß es für eine  
 neue „Frauenehre“ zu kämpfen begonnen hat, das  
 zeigt, wie sich die Beziehungen zwischen Mann und  
 Weib unnatürlich gestaltet haben. Der Mann ist  
 der natürliche Versorger und Ernährer des Weibes,  
 das Weib, das hochgeistige Weib von heute aber  
 lehnt in vorhinein diese so glückselige Aussicht ab —  
 es hat das Vertrauen zum Manne verloren! Es  
 ist reif geworden, trotz der traditionellen Sklaverei  
 von Jahrtausenden; es fragt: von welchem Manne  
 darf ich mich versorgen lassen und unter welchen  
 Bedingungen?

Daß Manches an dem Roman „Frauenehre“  
 auch bei manchem Weibe als ernster Vorwurf gel-  
 ten kann, ist nur recht, und eben deshalb muß seine  
 Tendenz als wahr, als originell, einem stolzen,  
 edlen Frauengemüthe entsprossen, hochgehalten werden.

Wenn einerseits die Corruption der Gesell-  
 schaft eine Fluth frivoler Schriften hervorruft, die  
 nur darum geschaffen werden, um deren Schöpfern  
 den Säckel zu füllen, wenn andererseits eben ob

dieser Auflösung des gesunden Geschmacks viele Talente ermatten und nur schattenhafte Spiegelbilder von schon dagewesenen plastischen Werken auf den Büchermarkt senden, so kann es nur wohlthuend anmuthen, wenn ein junges Mädchen von zwanzig Jahren den Muth und die Kraft hat, so eine tief-ernste Produktion in die Welt zu schicken, deren innerster Gehalt in dem Boden der heutigen Gesellschaft wurzelt.

Doch soll auch meine zustimmende Kritik nicht ganz ohne Einwurf ablaufen. Emilien's Liebe leidet als poetisches wie als naturhistorisches Moment unter dem beengenden Einfluß der Tendenz. Was uns an dem wunderbaren Räthsel des Herzens, der Liebe, zum Himmel zu heben und in den Abgrund zu stürzen vermag, im Leben, so wie in der Dichtung, das vermiffen wir in der tendenziell gemäßigten Liebe Emilien's. Auch erscheint es wie eine poetische Sünde, die Idealfigur des Barons Pfendorf an Emilien so trostlos in unerwiderter Liebe vorübergehen zu lassen. Und Pfendorf ist Arzt wie Emilie, wie passend wäre ein Band zwischen diesen zwei herrlichen Individuen gewesen! Aber die Treue der Frau sollte markirt werden und

Emilie heirathet zuletzt den einst abgewiesenen Bräutigam, der die Redaktion eines Fortschrittsblattes zu führen übernommen hat.

Im Ganzen hat der Roman vieles Interessante und Amüsante. Die Verkleidung Emilien's bringt Situationen pikanter Art zur Geltung, die vielen Typen aus der Gesellschaft werden dem Leser mit Schopenhauer'schem Humor genrebildlich vorgeführt und tragen dazu bei den Werth des dreibändigen Werkes zu erhöhen.

Wenn dieser Roman auch viele Gegner finden muß, er regt zum Denken an, ein Vorzug, der heute nicht allzu oft in der Romanproduktion vorkommt. Und so will ich auch hoffen, daß mein Triester Freund die „neue Frauenehre,“ welche meine liebe Francisca so plastisch aufstellt, mit der Zeit anerkennen wird.

Du aber, lieber Leser, hast gewiß jetzt schon nichts dagegen, wenn ein Weib lernt, studirt, um für den Nothfall durch eigenen Erwerb gesichert im Kampfe des Lebens dazustehen.

## Gedanken am Schlusse des Jahres.

1874.

(\* \* bader Feuilletonartikel)

---

Es ist ein so ziemlich allgemeines Vorurtheil, daß der Dichter nicht „subjektiv“ sein solle. Nicht subjektiv, das heißt, er solle nicht so schreiben und beschreiben, wie ihm die Dinge vorkommen, sondern objektiv, das heißt wie sie sind. Aber stecken wir denn nicht alle mitten darinnen in unserem Subjekt, und sehen, hören, denken und empfinden wir nicht durch dieses, hiemit doch alleweile subjektiv?

Auch wird dieses Nichtsubjektivseinsollen des Poeten in einem anderen Sinne genommen, man soll nicht viel und nicht oft von sich selbst sprechen; ich frage aber, warum? Ich meine, wenn jeder von sich selbst erzählte und die Wahrheit sagte, er würde weit Interessanteres bieten, als wenn er „dichtet.“

das heißt, wenn er etwas schreibt, was eigentlich doch nicht so ganz wahr ist. Diesen Ausdruck will ich aber nur beziehungsweise gethan haben; denn jenes „Dichten“, das uns nur im „holden Wahnsinn“ als eine Art Traumbild, Vision, oder Idealbild des Lebens überkömmt, und das wir alsdann abschreiben müssen, vor diesem müssen wir uns in Andacht beugen, es ist das Produkt einer unbekannten, heiligen Macht, die aus uns, durch uns wirkt, mit wenigem Zuthun aus unserem Eigenen.

Jene Poeten aber, die da in einer Barricade von Büchern und Folianten sitzen, die da studiren, speculiren und calculiren, die mühsam ihre Stoffe zusammentragen, die ihr Gesagtes aus tausend alten und neuen Dichtern zu documentiren suchen, diese kann ich nicht beurtheilen, weil ich sie nicht verstehe.

Und wissen Sie, meine verehrten Leserinnen und Leser, warum ich diese gar so lange Einleitung hier machte? Weil ich mich ja zu entschuldigen habe, daß ich für das Silvesterblatt des lieben \* \* Bades im Augenblicke keine „Dichtung“ zu präsentiren habe — und weil ich fast betrübt deshalb bin. Aber ich saß tagelang an dem Krankenbette meines lieben, jüngsten Sohnes, der mir wunderbar theuer ist.

So oft seine schönen, fieberglänzenden Augen auf mir ruhten, durchzuckte mich ein unsagbares Weh, und ich hätte weinen mögen, aber nicht dichten, denn dichten kann ich nur, wenn ich glücklich bin. Und ich kann auch im Schmerze glücklich sein, nur nicht in der Todesangst um ein theueres Wesen!

Und darum bekommt das „Festblatt“ nur so ein armes Blättchen und ich erbitte mir allseitige Nachsicht dafür!

Um aber zu den oben berührten Ansichten über Dichter und Dichtung zurückzukehren, frage ich nochmals, warum sollte ein Dichter nicht subjektiv sein dürfen? Er darf, er soll es, meiner Ansicht nach sein, wenn es eine Auffrischung in unserer so ziemlich schablonenhaft und farbenmatt gewordenen Dichtermwelt geben soll. Man stellt uns beständig die Classicität der Alten vor, unser Zeitalter jedoch gestattet uns keine Classicität von ehedem! Es ist ein Zuviel, das wir heute zu erfahren und zu bewältigen haben. Die Alten hatten nur ihr Griechenland, das Uebrige war für sie „Barbarei;“ sie kannten ein Stück Erde, wir aber umfassen unseren ganzen Planeten, mit all' seinem wissenschaftlichen, religiösen, socialen, industriellen und individuellen

Wirkwar — wo sollte da eine Classicität möglich sein? Entweder der Dichter meißelt den Alten nach, und bleibt dabei — Schüler oder wenigstens Epigone, oder er geht dem richtigen Instincte des heutigen Menschen nach und versucht subjectiv zu sein — dann thut er's aber selten den Altkritischen recht.

Wir, die wir nicht nur unserer ganzen Erde Leben und Weben mitfühlen und mitleben, mittels Eisenbahn, Telegraph und Druckerschwärze, und dies alles täglich, stündlich; wir, die wir dabei die Noth des Alltags, jeder in seiner Art, zu bewältigen haben; (die Griechen kannten keine ganze Menschheit, nur Griechen und Barbaren), wir, die wir uns heute jeder einzeln als ein Glied der großen Kette der Gesellschaft fühlen, welche die Erde überfluthet, wir haben weder Zeit noch Ruhe zu antiker Classicität und schließlich nicht einmal so recht die Lust dazu, weil wir die Classicität welche war, nicht mehr brauchen.

Die Gegenwart, welche fühlbarer als je in der Zukunft mündet, unsere Zeit, mit einem Worte, ist jene, wo das Individuum sich zur vollen Geltung aufschwingt. Wenn früher ganze Kasten, ja, um bildlich zu sprechen, die halbe Menschheit (Sklaven)

rechtlos war: heute gibt es keine Sklaverei mehr, das Gattungsleben wird durchdrungen von dem Bewußtsein der Individualität des Einzelnen, jeder Einzelne fühlt sich als Mittelpunkt der Welt; wol ihm, wenn er das erhabene Ichgefühl erhaben, menschenwürdig und menschennützlich verwerthet. Wir sind bei jenem Zeitpunkte angelangt, wo der Mensch sich als Träger des Menschenthumes fühlt, bei jener Zeit, wo die Subjektivität, wenn sie rein und ideal auftritt, von höchstem Werthe ist.

Natürlich kann, darf der Poet von diesem Rechte den ersten und heiligsten Gebrauch machen. Er soll es, wenn er wahrhaftig das sein will, was er sein soll: ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, ein Führer der ganzen Menschheit empor!

Aber freilich, solche Poeten, die nicht so edel handeln wie sie schreiben, die freilich werden diese neueste Art der Poesie, die sich gewaltsam herausringen wird aus der Dichtermwelt, als dominirend und überwältigend, nicht gerne anerkennen. Wie könnten sie auch subjektiv sein? Sie müßten dann ja alles Häßliche erzählen was sie thun und treiben. Diese müssen das Gegentheil von dem schreiben

was sie thun; wie soll aber die Lüge emporhebend wirken?

Ich meine, das kann sie niemals, und darum will ich's am Schlusse dieses Jahres ausgesprochen haben, daß ich's im Herzen fühle wie eine neue Dichterschaft ersteht, eine, die in der Wahrheit, die in der Liebe lebt.

Tief durchdrungen von dem Lichte dieses Schwestersternes im Christlichen, bin ich überzeugt, daß das antike Ideal nicht mehr dasjenige ist, nach welchem wir zu streben haben, sondern, daß unser Ideal jenes ist, das in der Morgenröthe einer besseren Zukunft, das Leben selbst vergoldend, auf unsere Gesellschaft sich herabsenkt.

Ich meine, die Zeit sei gekommen, wo man mit dem Herzblut des Mitleids für Alle schreibt; ich meine die Zeit sei gekommen, wo das Gedicht die Diamant gewordene Thräne der Nächstenliebe ist, die Zeit sei gekommen, wo das goldene Buch des Wissens aufgeschlagen uns die zwei göttlichen Ideen des Christlichen, die Wahrheit und die Liebe, als Wegweiser zum Paradiese zeigt, das wir uns irdisch wiedererringen können, indem wir an

allem bessern, was da lebt und webt und waltet auf Erden.

Jene Poesie, die sich vom Leben abwendet und Ideale träumt, die nichts mit dem Emporschwung des realen Lebens gemein hat, jene Poesie soll demnach nicht allein die unsere sein, sondern weit mehr jene, die ihr göttliches Gewand schürzt, die stralende Stirn neigt und Bausteine aufrafft und mit starker Hand mittragen hilft zum großen, erhabenen Bau einer besseren Zukunft.

Daß wir aber hier zum Siege ebensogut wie auf dem Schlachtfelde Feldherren brauchen und daß diese subjectiv, sehr subjectiv sein müssen, das glaube ich alles Ernstes.

Und so will ich denn mit diesem der ganzen Menschheit die Gesinnungen meines Herzens dargethan haben, und insbesondere sende ich meinen Neujahrsgruß allen jenen, die von meinen Worten überzeugt worden sind. Ja, wir stehen vor einer neuen Aera der Poesie, wo nicht der Ruhm und der Lorber das Höchste ist was ihre Sieger zu erstreben haben, sondern die Liebe und die thatengeschmückte Anerkennung von Land und Volk.

Ein Hoch denn dieser neuen, herrlichen Dichterzeit! Ein Hoch dem Vaterland und seinen Völkern! Ein Hoch dir du schönes Böhmen, du edles, durchgeistigtes Deutschböhmen und ein herzliches Hoch dir, seiner lieblichen Perle, \* \* had!

Und mein Söhnchen, das schon fast ganz genesen ist, legt seine Arme um meinen Hals und spricht: „Aber Mutter, Du hast ja Thränen in den Augen!“ „Weil ich nicht objectiv bin,“ antworte ich ihm lachend, und wir umarmen uns und ich denke an alle Mütter, die gute Söhne haben und wünsche ihnen Glück.

---

### Eine subjective Winterplauderei.

Für Franzensbad.

Schnee, Schnee und nichts als Schnee! Wie magst du jetzt aussehen, du balneologische Perle Franzensbad? Anstatt vieler „weißer Rosen“ die da zartrosig angehaucht durch deine Alleen und Straßen schweben, bist du selbst zu einer riesigen weißen Rose geworden, eisglitzernd, weißblendend, brillantenstarr.

Und ich, ich sitze im trauten Salonstübchen und spähe, wo in der Gasse der Himmel anfängt und wo das schneebedeckte Dach mir gegenüber aufhört. Denn Alles ist weiß, formunkennlich Weiß in Weiß.

Ah, wer doch eine starke Gesundheit hat! Der hüllt sich in Pelze, schürzt das Gewand und eilt hinaus auf beflügeltem Fuße und holt sich rothe

Rosen für seine Wangen. Und ich, ich darf die grausam stechende Eislust nicht athmen und sitze zu Hause, und wenn ich vor den Spiegel trete mit meinen blassen Wangen, da fälltst du mir ein, weiße Rose — Franzensbad!

Und wie schön klingt die Ballmusik, wie herrlich leuchten die Ballkleider der Tänzerinnen, wie lächerlich hebt sich da ein eckiger Arm, da ein hügeliger Hals, da eine rippenweisende Büste von all dem Flitterputz ab — aber auch sie sind glücklich, die unclassisch Gebauten, sie können lachen, jubeln, tanzen; die kranke weiße Rose wandelt halbwachend durch die Zimmerräume und träumt die Sage vom verwünschten Dornröschen . . . . . Sie träumt den Prinzen, der sie zu wecken, zu retten hat, sie weiß daß er kommen wird, weil er kommen muß. Er wird kommen, sie in seine Arme nehmen, er wird sie in seligem Brautkuß zu neuem Leben wecken, er wird sie auf seinem schneeigen Fittich in jene schöne Welt tragen, wo es weder Krankheit noch Tod, noch Leid noch Noth gibt, in's ewige Leben, dem Paradiese zu . . . . .

Welch' feige Schwärmerei! Ich begeben mich auf das Terrain der Wirklichkeit. Man hat un-

längst den „Russischen Diplomaten“ von Ernst Eckstein — eine Perle für Hofbühnen — gegeben und ich habe ihn nicht gesehen! Ist das für eine Verehrerin der literarischen Erzeugnisse des lebenswürdigen Dichters nicht sehr unangenehm?

Die Lektüre dieses Stückes allein schon hat mich entzückt; diese heiteren, lebensfrischen Figuren realisiert zu sehen auf der Welt des Theaters, war mir versagt! Machen Sie, meine Damen, die Sie vielleicht auch nicht in der Lage sind das köstliche Lustspiel: „Der russische Diplomat“ zu sehen, es ebenso wie ich und lesen Sie es.

In dem Stücke wird gewissermaßen ein Weib gehänselt, dafür daß es regieren will — als ob nicht wir eigentlich zur Herrschaft geschaffen wären — und doch trägt der innerste Kern des Stückes von jenem visionären Elemente, welches das Weib göttlich vor dem Manne auszeichnet, das veleda-artige Element, wengleich hinter der Maske des Humors. Denn wenn der Traum der Königin die Anzahl von Verwirrungen, aus denen das Stück besteht, hervorruft, so ist er aber doch Ursache, daß ein Attentat auf das Leben des Königs entdeckt und verhindert wird.

Der Traum der Königin rettet den König  
vor dem Gisttode . . . . .

Die Darstellerin der Königin Charlotte muß auf die Intention des Dichters eingehen, daß in dem Weibe das Bewußte in der Regel das Ziel verfehlt, während das Unbewußte das Richtige findet. Der Mann hat die Logik, das Weib hat die Ahnung, das innere Sehen und Erkennen — ein selbiges Errathen, wenngleich oft unter Irrthümern. Es ist demnach die Rolle der lebenswürdigen jungen Königin eine Art Preisaufgabe für Meisterinnen der Schauspielkunst, weil die Darstellerin jene beiden Seiten der Frauennatur in gleicher Weise zur Anschauung bringen muß: nämlich im Kampf miteinander, der schließlich mit dem Siege des Unbewußten über das Bewußte endigt.

Das Stück „Der russische Diplomat“ ist eine rosiglachende Bejahung des Mystischen im Weibe.

Welch interessante Streiflichter des Mystischen jedoch auf das emanzipirte Weib, auf die moderne Frauenfrage fallen, das liess nach, freundliche Leserin, in dem Buche v. Hansgirg's „Orient und Occident“ in der epischen Erzählung: „Beleda.“

Und du, tückischer Schnee, rühre dich doch einmal da oben auf dem breiten Dache! Ich will hinaus in's Freie, hörst du, abscheulicher Alter du, Winter?

Mach Platz dem Frühling, den ich ersehne, daß ich sein blaues Himmelsauge wieder schaue, daß ich gesunde an dem liebewarmen Athem seiner Lüfte.

Graz im Eismonat 1876.

---

### Eine Plauderei über Samerlings „Aspasia.“

---

Aspasia ist ein Stück antiker Frauenfrage.

Darum ist es Pflicht daß eine Frau dieses Gedicht bespricht, daß sie die Frauen auf dieses holde Gedicht aufmerksam macht.

Ich sage Gedicht, denn der Ausdruck Roman ist mir zu profan hiesür. Ich hasse den langathmigen Roman, heiläufig wie das Kartenspiel; beide scheinen mir nur dazu erfunden zu sein, um die Köpfe derer anzufüllen die sie entweder leer tragen oder voll Plunder, den eine wolzubereitete Masse fremder Gedanken, wenn auch unnützer, entfernen, und so die Leere angenehm ausfüllen soll.

So erschrak ich z. B. neulich, als ich von einem neun-, sage neunbändigen Roman hörte; und wäre er noch so gut, einen so breitspurigen Inhalt ließe ich mir nicht aufdringen, auch wenn ich mich

dadurch von einem Todesurtheil der literarischen Wurstmacherzunft befreien könnte! Ein neunbändiger Roman — Welch eine Zumuthung für einen vollen Kopf! Wir brauchen kräftige literarische Kost, aber nicht zu viel, denn wir haben nicht Zeit zu langem Kauen und Verdauen, zum Suppen und Auslöffeln solch' literarischer Monstreschüsseln.

Um also zu dem dreibändigen Gedicht „Aspasia“ zu kommen. Die drei Bände lagen einige Tage vor mir ehe ich sie zu berühren wagte. In heiliger Scheu betrachtete ich sie, denn ich ahnte daß eine neue Welt sich mir in dem Bilde des ewig schönen Hellas spiegeln werde . . . . Endlich entraffte ich mich dem Banne einer ahnungsvollen Reflexion und begann zu lesen.

Ja, eine neue Welt sah ich gleich in dem ersten Kapitel, wo uns der Dichter, einem Gesichte gleich, die alte Pallasstadt ewig neu und jugendfrisch vorzaubert. Hold muthete es mich an in dem Lufthauche von Hellas . . . . .

Mich bestach der Schatz von Delos, mich rührte die naiv edle Einfalt des Wandkrämers von Halimos; ich rief: Warum geht es jetzt nicht so naturwahr und unschuldig-gewaltig zu in unserem Staatsleben?

Und siehe da, die Dichtung zog mich fort, vorbei an den Kunsträumen und Künstlerträumen, an dem Kunstschaffen des Pheidias und seiner edlen Gefellen, zum reizenden Weibe von Milet hin, das da herrschen will als Führerin ihrer sklavisch dahinvegetierenden Mitschweftern, der Frauen von Hellas, zum Reiche des Schönen empor. Da sah ich das Weib, wie es die Rosenketten der Liebe und des Glückes um den Mann legt, da sah ich den Mann, den König und Sklaven der Frau . . . . Realistische Bilder verwebt der Dichter in das große Erblühen von Hellas, in das Liebesleben des besten Mannes, der schönsten Frau. Telesippe, das ungebildete zänkische Eheweib des Perikles, wie sie dem Gatten das ungewaschene Gesicht zum Kusse bietet; wie sie das zierliche „Safranröckchen“, das ihr der Gatte schenkt, auf daß es sie für ihn schmücke, beleidigt zurückweist, in Schmutz und Vernachlässigung ihrer Reize verharrend, indem sie leifst, daß sie dem Gatten gefallen müsse weil sie ja sein Weib sei.

Ein Schauer durchrieselte mich, denn in Telesippen fand ich die Sippe der Telesippen der Gegenwart, deren ich unzählige auf meinem Lebens-

wege sah, von denen ich viele mit Namen nennen könnte, wie sie, in sinnloser Verachtung ästhetischer Pflichten ihre Gatten dem Hause, der Ehe entfremden, sie dadurch in die Arme der modernen Bacchantinnen jagend.

Und Telesippe bewahrt wenigstens noch so viel weibliche Würde, daß sie gegen Perikles kalt bleibt; gibt es doch im Leben Frauen, schmutzig, dumm, boshaft, zänkisch, und sie hängen sich mit dem Wahnsinn einer sterbenden Theodota an den Mann, nachdem sie alles gethan haben um seine Liebe physisch und moralisch todtzuschlagen!

Aspasia erklärt die Schönheit nicht als ein Starres, sondern als ein Bewegliches, aus der Seele des Weibes Entströmendes. Liehen doch selbst Göttinnen Aphroditen's Gürtel, die Anmuth, um völlig siegreich dazustehen!

Aspasia will die Frauen lehren schön zu sein, um den Gatten zu gefallen, um die Männer zu fesseln, zu beherrschen und so durch diese, selbstherrschend, das Reich des Schönen auf Erden zu befestigen.

Göttliche Naivetät dieser antiken Reformatrice, dieser idealen Aristokratin! Und doch, welch pro-

phetische Wahrheit in Aspasia's Wollen! Haben die modernen Frauen höchster Bildung nicht bereits den Scepter Aspasia's in der Hand? Wir gehen unverschleiert auf der Gasse, wir sind Freundinnen, Genossinnen des hochgebildeten Mannes, unser ist die Macht des öffentlichen Wortes. Arme Aspasia, könntest Du unter uns wandeln und Deine Mission nach Tausenden von Jahren so herrlich idealisirt zur That geworden sehen!

Aber was ist heute unsere Mission als vorwärtstreibende Motoren der Cultur? Wir sollen das Strengsittliche predigen, gemildert durch den heiteren Sonnenschein des Schönen. Eine Aspasia von heute muß eine verbesserte, eine veredelte, eine ethisch verklärte „Aspasia“ sein. Die Aspasia von heute muß das Sittlichschöne (Gute) im möglichen Vereine mit dem Sinnlichschönen predigen; letzteres überall verwerfend, wo es dem ersteren feindlich entgegentritt.

Das ist die Lösung der großen, herrlichen Frage zwischen Aspasia und Sokrates, dem jungen Wahrheitsfucher, da sie das Schöne als allsiegendes Princip des Daseins befestigt wissen will, während

Sokrates stets nach dem Guten fragt, ob es sich wol mit dem Schönen immer zu vereinen vermöge?

In anerkannter Objektivität sagt der Verfasser am Schlusse des letzten Buches: „Menschlich und edel ist das Gute — göttlich und unsterblich aber ist das Schöne.“ Beides aber zu vereinen, nach Möglichkeit zu vereinen ist die Aufgabe des modernen Culturlebens, eines Culturlebens, dessen hoffnungsgrüne Keime sich wunderschön gerade aus dem unscheinbaren Samenforn der Emanzipation emporzuschwingen.

Darum gefällt dem Herzen des edlen, modernen Weibes die Gestalt des Perikles auch besser als die der Aspasia. Perikles ist das Ideal des Sittlichschönen, während Aspasia, das ästhetische Prinzip, wie ein Sonnenstral, wie Blüthenduft über die Landschaft von Hellas gleitet, und die der Dichter auch, wie eine Allegorie, am Sterbebette des Perikles aus dem Gedichte gleichsam verschwinden läßt.

Perikles ist ein Ideal als Mensch so wie als Staatsmann, als Patriot so wie als Künstefreund. Immer und überall bewegt uns seine Güte. Himmlisch muthet uns sein Wesen an in dem Augen-

blicke da Aspasia zu ihm sagt: „Du bist kein Grieche mehr!“

In diesem Worte wird dem herrlichen Menschenwesen der Adelsbrief des Christlichen ausgestellt. Man gestatte mir hier die Bezeichnung Christlich als Gegensatz zum Begriffe des Hellenischen.

Der Dichter stellt uns das Bild des schönen Griechenlandes dar „im Hauche hellenischer Anmuth, hellenischen Geistes;“ aber er stellt es dar in dem eingeborenen Gefühle des Christlichen (im obigen Sinne); und das ist es, was den Zauber dieser reizenden Dichtung für das moderne Weib ausmacht.

Tiefsittlich ist jener Zug des Perikles, wie er, von seiner Frau, Telestippe, geschieden um sich mit Aspasia zu vermählen, der scheidenden Telestippe die Hand reicht — und eine Thräne aus seinem Auge auf diese Hand fällt . . . . .

Die herrliche Erzählung von der Geburt des Euripides, der nächtliche Besuch des Perikles bei Anaxagoras „dessen Heimat der Weltraum ist,“ die Vertheidigung der Aspasia durch Perikles, die Mahnung des Sokrates an Aspasia, daß Perikles kein zweitesmal um ihretwillen mehr vor dem Volke

„weinen“ dürfe — das sind erhabene Glanzpunkte des Sittlichschönen in den drei Büchern.

Das Sinnlichschöne findet eine Vertretung in einer fast übergroßen Menge von Tanz-, Trink- und Festbildern. Nicht zu unterschätzen ist die Gestalt des traumwandelnden Manes (als Berührungspunkt der immer moderner werdenden Metaphysik) und des arkadischen Waldkinds Kora als Apostel einer besseren Liebe zwischen Mann und Weib denn der antiken.

Von großem Werthe jedoch ist die Erzählung des Artemidoros von dem Korybantenzug auf dem Tmolos. Entsetzenerregend ist die Darstellung eines früheren Gottheitcultes, des der allzeugenden Kraft. Entsetzenerregender aber noch als dieser religiöse Wahnsinn von einst, der es dem Manne, dem Jüngling befahl, den blühenden Leib zu Ehren der Naturkräfte zu verstümmeln — entsetzenerregender noch ist der infernalisches dumme Cult von heute, den die orgiastische Korybantenschaar der Mode auf dem Tmolos der Prostitution feiert. Dort sehen wir den blühend schönen Leib des Jünglings Chrysanthes unter der scharfaufblitzenden, grausamtödtlichen Waffe verbluten — heute entsetzen uns wandelnde Leichname,

pesttriefend, das Gift des Lebens über die Gesellschaft verbreitend, Generationen damit zu schrecklichem Siechthum, zu lebelangem Tode verdammend . . . . .

Es ist geschehen, daß selbst gegen „Aspasia,“ dieses Wunder einer aus Büchern zusammengetragenen und dennoch aus dem ureigensten Innern geschöpften Dichtung, sich kritische Stimmen über dies und das, erhoben haben — mancher kritischen Manneshand ist ja heute alles möglich — aber die Frauen sollten dem Dichter, der die erlösende Idee einer Vereinigung des Hellenismus mit dem Christlichethischen so sehr anzuregen vermochte, die Frauen sollten ihm den Lorbeer reichen und seine Bücher mit attischen Kränzen schmücken.



# Ein Traum im Walde.

Philosophische Arabeske.

---

„In seinen Göttern malt sich der Mensch.“  
Schiller.

„Gott ist die Wahrheit.“ „Gott ist die Liebe.“  
Die h. Schriften.



L....bad bei Graz. 1871.

So muß es denn sein, daß ich von dir scheide,  
du lieber Wald! Daß ich scheide von deinem wohl-  
riechenden, belebenden Hauche, von der Musik, die  
in deinen Wipfeln rauscht, von deinem heiteren  
Vogelgesange, von dem Thau, der so prächtig auf  
deinen Gräsern und Gesträuchen glänzt! Der so oft,  
indem er aufblitzend von deinen Nadelästen fiel,  
schmeichelnd an meiner Wange herabglitt. . . . Noch  
ruhe ich aus in deinem lieblichen, gedankenerhebenden  
Bereiche. . . .

Ein Ameisenhaufe wimmelt zu meinen Füßen.  
So abgenutzt der Vergleich des Insektenlebens mit  
dem menschlichen ist, so ist er doch vortrefflich.  
Wie jagt und plagt sich das kleine Gesindel, wie  
mühsam schleppt jedes Thierchen eine Baumnadel  
vor sich hin, bald hinter sich, bald geschwungen auf  
der schwarzen Schulter wie ein Soldatengewehr.

Sie arbeiten, schaffen, eifrig, rastlos — um was?  
— wozu?

Und der Mensch, der blindwollende, unbewußte, ist sein Standpunkt ein höherer als der des Insekts?

Hält er sich nur einen Moment bei der Frage auf, was bin ich, woher komme ich, wohin gehe ich, und warum bin ich da? Nein! Er ißt, trinkt, schläft und wacht, und diese Dinge, die er so oft mit Anstrengung und Gefahr erstrebt, sind ihm Alles, er nennt sie Genuß. Sie sind sein Dasein, sein Ziel, sein Zweck.

Es schallt das Glöcklein der Dorfkirche, und die Orgeltöne in ihrer feierlichen Reihenfolge dringen mit erhebender Gewalt in meine Seele. Wie gerne möchte ich im Momente des seligen Vergessens vertrauensvoll und ergeben hinsinken vor der unbekannten Macht, wie rührend erscheint mir die Schaar der Gläubigen, die ehrfürchtig bis vor die Thür des Tempels stehen, welcher aufgestellt wurde, einer von den vielen, in welchen die Menschheit ihr verzweifeltes Nothgeschrei über ihr Dasein in Harmonie zu bringen trachtet. Unsägliches Wehe durchzieht meine Brust. . . . . Sollen wir immer nur klagen? Sollen wir immer fragen ohne Hoffnung auf Antwort?

Da liegen sie im Staube, die Armen — klopfen an ihre Brust .... Ist denn des Einzelnen Dasein seine Schuld, daß er sie büßen muß mit dem Leben?!

Sie liegen auf den Knien und beten. Unter Bildern von Menschen — unter dem eigenen Bilde!

Ein großer Trost zieht ein in meine Seele. Haben die Menschen vor Zeiten — irrend den Zusammenhang des Einzelnen mit dem großen Ganzen suchend — noch Steine, Kälber und Stiere als Wohnstätten des Göttlichen anbeten können, wie ferne mußte ihnen da noch der Begriff der eigenen Stellung in der Natur gelegen sein! Heute noch behängen sie veredelte, im Ideale gedachte Bruderbilder mit Gold und Flitter, bald werden sie sich selbst erkennen und den Keim jener großen Eigenschaften in sich finden, welche sie naiv suchten außer sich — für immerdar! — — — Eine grüngeflügelte Libelle flog jetzt fein klappernd herbei und wieder fort und wieder um mich herum, die Sonne begann in leichten Streifen durch die Tannen in den Wald hinabzuleuchten. Das Zirpen und Summen der Insekten auf der nahen Wiese ward unter ihrem Einflusse immer stärker, die Luft sog sich gleichsam voll davon und legte sich in angenehmer Schwere auf meine

Nerven. Halbfinnend, den Kopf in die beiden Hände gestützt, auf dem kleinen Tischchen, daß vor meiner Bank stand, saß ich da, als sich unfern ein Rauschen vernehmen ließ, wie von schleppenden Gewändern, und die dürren Aeste am Boden knackten unter dem Tritte einer Person auf, deren Anblick ich wol nur unter dem zauberischen Einflusse der Waldluft ohne Erstaunen ertragen konnte.

Es war ein Mann im dunklen, schwerfallenden Priestergewande, ein goldglänzender Gürtel voll schwarzer Hieroglyphen umschlang seinen hohen Wuchs, auf seiner Brust befanden sich golden in den dunklen Stoff seines Kleides geprägt die arabischen Ziffern im Kreise laufend wie ein Rad, dessen Mittelpunkt ein Fragezeichen bildete. Sein Antlitz war jung, aber reif und blaß, dunkles Haar floß von seiner hohen Stirne zurück, welche göttlich erschien wie die Sinaitafeln. Augen hatte er wie die Liebe, ein Lächeln wie das Glück.

Wer war es? Ich fragte ihn darum. Mit tiefem Wolkflange sprach er: „Träumst Du nicht lebelang das Ideal Deiner Ergänzung?“

Ich mußte bejahend mein Haupt neigen.

„Hast Du es je gefunden?“ fragte der Wunderbare weiter, und um seine schönen Lippen flog ein ironisches Lächeln. „Nein!“ rief ich klagend und meine Hand hob sich wie zum Schwur, darauf er sprach: „Wolan ich bin gekommen, es Dir zu sein!“

„O dann sprich!“ rief ich und erhob mich von meinem Sitze. „Gieb mir von Deinem Wissen, auf daß es der zitternden Leuchte meiner Ahnung Nahrung gebe und Kraft um aufzuleuchten, der ganzen armen Welt. Sprich, erzähle mir von den Wundern der Welt, vom Räthsel des Daseins — nenne mir Gott!“

Klar ruhte sein Blick auf mir, die ich, sehnsüchtig der Antwort harrend, vor ihm stand. „Eine Idee“, sprach er, „ein Zustand, den jedes Planetenleben, jedes Weltwir inneleben kann oder nicht.“

„Ich verstehe Dich nicht“ unterbrach ich ihn. Da lächelte er wieder und ich fühlte seine Hand auf meinem Scheitel und es drang aus seinen Fingerspitzen wie Licht in meine Seele. „Wie willst Du etwas denken das nicht wäre?“ sprach er. Nur das Nichts ist undenkbar. Was Du aber denken willst und mit Nothwendigkeit denken mußt als etwas Wirkendes und Handelndes, das mußt Du Dir auch

vorstellen können. Jede Vorstellung aber ist sinnlich. Kannst Du Dir einen Geist denken ohne Körper? Kannst Du selbst Dich leiblos denken ohne Dir das Sehen, das Hören oder das Empfinden zuzumuthen? Versuche es."

Ich schloß die Augen — — — er hatte recht. „Des Geistes Werk wird vernichtet," sprach der Herrliche weiter, „ja, es kann nicht entstehen, wenn es nicht durch Materielles Form und Ausdruck erhält und Dauer. Die Dauer jedoch ist ewig, aber nur im Wechsel. Dieser dauert ewig fort und war ewig, denn jedes Ding, daß es da ist, hat seine Ursache; diese Ursache aber mußte wieder eine haben, um entstanden zu sein, und so fort zurück und ebenso nach sich folgend, in's Unendliche. Die Welt aber besteht aus unzähligen Sternen, deren jeder eine bewohnte, oder zu bewohnende Welt ist, wie die unsere. Die Anzahl der Welten aber in der Welt ist dem Raume nach ebenso endlos, wie es die Zeit der Länge nach ist. Gott allein mißt Zeit und Raum."

„Noch verstehe ich Gott nicht —" sagte ich bebend.

„Höre," sprach der Wunderbare, und legte seine zweite Hand auf meinen Scheitel und der goldene

Zahlenkreis auf seiner Brust leuchtete blendend in meine Augen. „Der Kreis in welchem die altindischen, später arabisch genannten Zahlen laufen, ist das Bild des Planetenlebens der Gää, unserer Erde. Die Geologie lehrt uns die Entstehung derselben. Sie entwickelte sich aus Dunst und Aethermassen — was waren aber diese Massen, diese Dünste, woher kamen sie?“

„Wol aus dem Reste einer früheren Existenz desselben Planeten?“ fragte ich schüchtern.

„Möglich, sprach die seltsame Erscheinung und trat, ihre Hände nun von meinem Haupte nehmend, um einige Schritte zurück. „Deshalb annehmbar sogar, weil ein Entstehen aus Nichts angesichts der Naturforschung ein Unding ist. Die erste Schöpfungs- vielmehr Wiedergeburtperiode der Gää, suche demnach unter Ziffer 9. Unter 8 bilden sich die festeren Massen, das anorganische Reich zum Theile. Es versteht sich, daß hier nicht nach historischen Zeiträumen, sondern nach geologischen gerechnet werden muß, welche an Zahl in's Milliardenfache fallen. Unter der Ziffer 7 beginnt die Pflanzenperiode der Gää, die erste Poesie des Weltlebens der Erde. Allmählig entstand mit der Zahl 6 der belebter wer-

dende Trieb in den Pflanzenthieren, aus diesen aber unter Nr. 5 entwickelten sich die Fleischfresser, und schließlich unter der Zahl 4 die Menschen.“

„Du Herrlicher mit Deinem Troste!“ rief ich. „Also hätten wir bald das Schlimmste am Erdenleben überstanden? Die Ziffer 3 ist bereits eine Phase höherer Zustände, die wir —“

„Ich und Du bereits mit Bewußtsein innezu- leben begonnen haben,“ sagte mein Freund im Aufleuchten seliger Heiterkeit, und faßte meine Hände.

Ich aber sprach verzückt: „Wir sind also sogar schon die dualistische Spitze des großen Weltwir's Gaa: Mann und Weib! Wir repräsentiren die fördernde Spaltung, den Widerspruch, der, ein Factor des Fortschrittes, allein ein Herausringen aus dem Elende dieses jetzigen Weltlebens anhoffen läßt?“

Er nickte freundlich. Meine Gedanken aber verwirrten sich wieder und ich sann. „Sprich, was ist es mit dem Grund aller Dinge — Gott?“

„Das Weltall,“ war seine Antwort, „jede Welt, jeder Stern, das Leben, Alles was da ist, fußt auf einer mathematischen Ordnung. Die Zahl der Organismen jeder Weltkugel aber muß, könnte unser Auge sie durchblicken, unser Geist sie fassen, das

schönste Rechenpiel abgeben, das denkbar ist! So wie die Bahnen der Sterne von Sternbahnen durchkreist werden, und dem menschlichen Geiste bis auf gewisse Grenzen berechenbar sind, so läuft die geheime Lebensrechnung der Natur ab, und einst, im Fortschritte unserer Fähigkeiten, werden wir im Stande sein, ihrer erhabenen Buchhaltung zu folgen.

Siehe die Zählung in der Natur, den sich entwickelnden Gattungen nach — den Schöpfungsperioden. Nimm die Zahl der Menschen, sie ist berechenbar. Die der Thiere ist im Vergleiche schon so groß, daß sie nicht mehr zu zählen wäre. Die Pflanzen selbst zählen zu wollen ist ein schwindelerregender Gedanke — das anorganische Reich mit jedem Erdstäubchen und Splitter als zählbar zu denken, ist ein Unmögliches, während Dunst und Aether absolut unzählbar erscheinen.

Verstehest Du nun, je höher construirt die Organismen auftreten, daß da auch ihre Vielheit abnimmt, während je tiefer hinab in den Organisationen wir dringen, deren Vielzahl zunimmt?

Auf die geologische Vergangenheits-Hypothese, auf die Erscheinungen der Gegenwart bauend, kannst Du Dir nicht die nächste aus den Menschen heraus-

zurückgehende Gattung denken daß sie geringer an Zahl sein wird als die der Menschen? Aber unfählich vollkommener, besser, im Vergleiche etwa wie jetzt die Thiere zum Menschen stehen, so über ihnen? Diese Gattung stelle ich unter Ziffer 3 hin — die Zukunftsmenschen. Alle Poeten, Philosophen und Künstler, jeder wahrhaft Edle, die Hellsiehenden, zeigen bereits den Anfang jener seligen Gattung. Ihre Eigenschaften genau zu bestimmen — wer vermöchte das heute, wer durchblickt die Zukunft? Nur der inneren Ahnung offenbart sich ein Bild: Die Menschen, jene unverbesserlichen Raubthiere, die feindselig gegen einander wüthen und seit historischem Gedenken nicht besser geworden sind, diese werden einst unter die Herrschaft der Zukunftsmenschen kommen. Nicht nur an Intelligenz und hochethischem Werthe werden diese die Menschen überragen, sondern sie werden Eigenschaften und Kräfte besitzen, mit welchen sie sich der Natur weit gründlicher unterthan machen werden als jetzt die gewöhnlichen Menschen es können. Dann wird es keine politischen Streitigkeiten mehr geben, kein Nationalitätengeflügel, das doch nicht viel besser ist, als veredelter Gattungsholz, und keinen Krieg. Die Zeit des großen Kosmo-

politizismus wird angebrochen sein und Glück und Friede werden walten. Die Zukunftsmenschen werden die Erde gleichmäßig untereinander vertheilen und beglückend herrschen ohne Neid und Mord, denn es wird die Erkenntniß unter ihnen sein und das Wissen und aus diesen: die Liebe. Tod und ewige Trennung der Individuen sind nicht mehr, die Brücke zwischen Tod und Leben des Individuums, nach welcher Schopenhauer in seinen Büchern: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ fragt, wird gefunden sein in der Erinnerung an frühere Existenzen.“

Ich wagte zu fragen: „Also eine individuelle Unsterblichkeit? Ist dies mit dem Glauben an den Fortschritt und den ewigen Wechsel vereinbar?“

Er antwortete: „Die Zahl der Wesen auf unserer Erde ist keine stets gleiche, daher keine positive Wiedergeburt denkbar, hiemit keine individuelle Unsterblichkeit.“

Möchtest Du etwa alle die so elend Dummen, so schändlich Bösen, die Du mit dem Heiligenscheine Deiner Fantasie vergeblich zu schmücken versucht hast, die Du umsonst mit Deinem göttlichen Athem behaucht hast um sie zu wahren Menschen zu machen, diese möchtest Du wiederholt wissen, in's Endlose?“

Ich schüttelte mit Abscheu das Haupt und erfuhr fort: „Die Zahl der Organismen oder Wesen vereinfacht sich in ihrem Aufsteigen in höhere Organisationen, so zwar, daß gleichsam auf ein zu entstehendes Wesen mehrere andere verschiedene, aber geringerer Art gezählt sind, so wie ein Akkord aus vielen Tönen, doch nur einen, aber volleren Ton gibt. Da Alles aus einer Kraft stammt, so ist alles was da lebt unter einander identisch. Das Ichgefühl aber ist in jedem Wesen, dasselbe potenzirt sich im Individuum und jedes dünkt sich als Mittelpunkt der Welt, sich selbst ist es am nächsten, sich selbst liebt es am meisten und von sich aus überblickt es das Uebrige als sein Zugehöriges, zu Benutzendes. Das große Weltich spiegelt sich in jedem Wesen wieder, das zwar ein unabhängiger Theil des großen Ganzen, aber dennoch ein total Abgesondertes und Ganzes für sich ist.“

„Es ist alles eins,“ sprach ich drein, „ob ich als Dieser oder Jener wiedergeboren werde, ich komme als Gattungsnummer wieder und erwache allmählig zum Ichbewußtsein. Aber die Brücke vom Tode zum Leben — jetzt, wo wir noch keine Erinnerung haben?“

„Die Brücke ist bisher eine bloß mathematische und zwar eine rein fortschrittlich gedachte. Auf den Tod eines jeden Individuums folgt, dem Gesetze des Fortschrittes entsprechend, augenblicklich ein neues, vollkommeneres. Der innere Kern aber der Individualität bleibt, z. B. wenn ich sterbe, und Du, so finden wir, die wir auf gleicher Intelligenzstufe stehen, und die ringende Energie der Gää in so verwandter Weise repräsentiren, wir finden uns sicher mit dem erwachenden Bewußtsein im nächsten Leben wieder.“

„Wie?“ rief ich im Entzücken.

„Als andere, neue Wesen. Dein Haar wird anstatt dunkel Dein Haupt zu umwallen, etwa in goldenen Ringen um Deine Stirne fließen, ich werde äußerlich ebenfalls ein anderer Mensch sein, aber jene uns heute innewohnende Sympathie die uns jetzt einander finden ließ — diese wird uns immer und immer wieder vereinen, von Existenz zu Existenz. Lächelnd werden wir jedesmal zu Ende eines jeden Lebens dem Verfall des Leibes entgegensehen, in der sicheren Erwartung neuer, entzückend lebens- und wissensfähiger Form. Die mit der geistigen Entwicklung auftauchende Erinnerung, schon gewesen zu sein, wird das Sterben zu einem kurzen Abschied

machen, denn wirst Du auch am Nordpol geboren und ich am Aequator, wir werden magnetisch zu einander hingezogen werden, mit einander leben und arbeiten. Ja, wir werden arbeiten für die Anderen, die noch unter uns stehen und die nach Milliarden von Jahren sich endlich erlöst in uns hineinleben müssen; denn bei Erkaltung der Erdruste, dem wahrscheinlichen Welttod der Gää, wird ja alles Leben die von der Vegetation geflohenen Pole meiden müssen und sich um den Aequator sammeln, wo es allein noch möglich sein wird, durch einige Neonenminuten zu existiren.“

„Und wir, das Weltwir Gää soll dann eines Tages plötzlich nach der allmählichen Verminderung und Innelebung der Wesenzahl allein stehen, ganz allein, ein einsames Paar auf dem letzten Fleckchen erkaltender Erde?“

„Kind!“ sagte hier väterlichen Tones mein Freund, das sind Zustände höherer Vollkommenheiten — so ferne noch, daß an sie, als etwas genau Vorstellbares heute noch nicht zu denken ist.“

„Aber ich will!“ rief es stürmisch aus mir heraus. „Ich will Alles wissen, nenne mir den ersten und letzten Grund aller Dinge: Gott!“

„Wer kann ihn erklären, wissen, kennen? Er kennt sich selbst nicht, denn seine persönliche Darlegung wäre das Inneleben der Vollendung, diese aber — die Vernichtung.“

„Wie aber die Vollendung inneleben?“ sagte ich von erhabenen Ahnungen durchschauert.

„In der Auflösung des bis zur Zahl Zwei hineinpersonificirten Dualismus zur Einheit. Diesem Einwesen konzentriert, dürfte dann, das als vollkommenst zu Erreichende innewohnen —“

„O“, rief ich, „und könnte ich alles wissen, „Berge und Thäler versehen“ und von Stern zu Stern wandernd die Köstlichkeiten aller Welten schauen, wäre die Erdfugel der Schemel meiner Füße und ich könnte Zeit und Raum messen „und ich hätte der Liebe nicht,“ wie arm, wie elend wäre ich!“

Wie neidete ich dem Insekt sein fröhliches Dahinsummen in seliger Vielheit, die Blumen in ihrer geselligen Blüthe, den Menschen in seiner ewigen Verschiedenheit des Anschaulichen und zu Empfindenden —! Nein, und hätte ich Gewalt über das ganze All, ich würde die Vernichtung suchen ob meiner einsamen Vollkommenheit — den Tod —!“

„Beruhige Dich!“ sagte mein priesterlicher Freund. „Ich glaube wir werden in dem Zustande der vollendeten Zweifelt Intelligenz und Kraft genug haben, unserer Erde Wiedergeburt zu leiten oder, und wahrscheinlich während dieses Prozesses, in echter Glückseligkeit das All zu durchschweben. Hat nicht heute der Mensch zu kleinem Theile schon die Natur in seiner Gewalt? fährt er nicht mit dem Dampfe, fliegt sein Wort nicht mit Blitzesschnelle durch den Elektromagnetismus um die Erde? Ja, wir werden einst Mittel und Kraft haben, den Elementen zu gebieten.“

„Das glaube ich nicht recht,“ fiel ich blöde ein, „wozu könnten wir die Erde denn so in den Zustand des Absterbens hineingerathen lassen?“

„Weil wir heute selbst machtlos sind, weil wir die Zauberformel der Gottheit vergessen haben, nachdem wir als früheres Erdwir so frevle Gesetze gegeben haben, deren elendes Abspielen jetzt unsere Buße ist — eine Strafe, der wir uns nie wieder aussetzen dürfen, bis wir unsere ewige Höhe wieder erreicht haben werden! Glaubst Du, Schopenhauer hat seinen „Willen“ umsonst so glühend geträumt und verkörpert?“

„Sein Wille ist ja gerade das Gegentheil von diesem den Du meinst, dem freien, persönlichen,“ sagte ich staunend.

„Der freie Wille wird allmählich wiedergeboren aus dem blinden Willen der Natur, den die Philosophen der Mode rückschrittlicher Weise annehmen als Ureinziges. Der blinde Wille ist aber eben nur ein aus dem ewigen freien, vorübergehend blind gewordener,“ sagte mein Freund voll Hoheit.

„Du glaubst also daß—“ ich wagte nicht weiter zu sprechen. Meine Gedanken wirrten sich durcheinander.

Der Wunderbare aber wies mit den Händen den Zahlenkreis auf seiner Brust. „Der Zustand der Einheit muß für uns Idee bleiben; seine Innere lebung — die Vernichtung, eine zeitliche, aber für den begränzten Menscheng Geist ewig scheinende Vernichtung (denn eine ewige gibt es nicht) hat dann so ein blindes, schmerzenreiches Emporringen zur Folge, wie wir es jetzt als Weltleben: Gaa zu tragen haben. Jedes, auch das kleinste Lebendige, muß in Lust und Dual, in blühendem Entstehen und schrecklichem Vergehen den Frevel der Gottwerdung büßen, welcher ein Irrthum ist der nur

der höchsten menschlichen Vollkommenheit drohen kann. Denn je höher die geistige Rangstufe, desto größer die Verantwortung. Je mehr Seligkeiten auf der einen Seite, desto mehr Schrecken und Verlockung auf der anderen. Das Böse und fürchtbar Drohende muß immer da sein als der das Gute haltende Gegensatz, aber nur als eine Möglichkeit, nicht als Gewißheit. Es wird nicht blinde Gewalt haben über uns so wie jetzt, wir müssen und werden es vermeiden können und in ewig glücklichem Wechsel unsterblich sein. Denn nur der Widerspruch und die Extreme sind das perpetuum mobile, welches alles geistig bewegt und treibt was da ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dies ist die Lösung von dem Räthsel der Welt."

"O, Einziger!" rief ich und sank vor ihm nieder.

"Laß uns nie mehr diesen Irrthum begehen, laß uns zu Zweien bleiben immerdar! Gewiß, in dem Zustande dieser seligen Erlöstheit werden wir die Mittel haben, die geistigen, so wie die stofflichen, um unseren Leibestod zu verhindern, wir werden uns nach Willkür erneuern und verändern. Hat doch die Wissenschaft heute schon die Mittel durch

Heilung von Krankheiten dem Menschen ein Stück Leben zu geben, warum dann, wo die Scheidewand zwischen Kunst und Natur gefallen sein wird durch das volle Wissen, warum dann nicht das ewige?"

„Genug!“ rief da der wunderbare Mann und hielt mich an seinem hochklopfenden Herzen. „Wir haben uns gefunden als des Erdgeistes: Gää Doppelspiße. Wir wollen arbeiten und wirken, damit die Uebrigen uns schneller nachkommen können. Aber für uns leben dürfen wir doch auch im heiteren Genusse. Willst Du nicht ein klein wenig mit mir fliegen?“

Und er umschlang mit zarter Gewalt meine Taille und schob seinen Fuß unter meine linke Fußspitze, worauf wir uns sanft vom Boden zu heben begannen.

„Wohin denn?“ fragte ich, ganz entzückt von dieser köstlichen, alle meine Kinderträume übertreffenden Luftfahrt.

„Wohin Du willst und befehlst, meine Herrin!“ sagte mein Freund und küßte in Ehrfurcht meine Hand. Ich aber jubelte laut auf vor Freude und schlug die Hände in einander, so heftig, daß ich plötzlich einen jähen Ruck fühlte, einen Sturz in

die Bäume des Waldes zurück, über welche wir uns längst erhoben hatten — ein Schmerz an den Armen, welche leicht aufgerissen bluten, und vor mir liegt im Grase die Platte des grobgezimmerten Tischchens auf welchem ich angelehnt eingeschlafen war. Der Fuß des Tischchens starrte mich roh, plump und dumm an, wie ein Mensch der mich nicht versteht.

Ich hatte eine halbe Stunde nach dem Erwachen noch Herzklopfen und Gliederzittern.

„In einem Parke wo man so schön träumt, so eine elende Administration!“ greinte die Prosa aus mir.

„Hat mein Traum diese Strafe vielleicht verdient?“ fragt mein Gewissen.

Aber mein Herz ruft: „D kehre wieder, Wunderbarer!“

In demselben Verlage sind erschienen:

Die  
**Gallicismen**  
in der deutschen Schriftsprache  
mit besonderer Rücksicht  
auf unsere  
**Schönwissenschaftliche Literatur**  
von  
Prof. Dr. **F. A. Brandstätter.**  
Preis 5 Mark.

---

Shakespeare's  
**Romeo und Julia.**  
Studie  
von  
Eduard von Hartmann.  
Preis 1 Mk. 25 Pf.

---

**Friedrich der Große**  
in seinen Schriften.  
Herausgegeben  
von  
**G. Schröder.**  
3 Bde. eleg. geh. Preis 15 Mk.  
In Prachtband. Preis 18 Mk.

---

Beiträge  
zur  
**Geschichte des Genilletons**

von  
**Ernst Eckstein.**

2. Auflage. 2 Bände. Preis 6 Mk.

---

**Leichte Waare.**

Literarische Skizzen

von  
**Ernst Eckstein.**

2. Auflage. Preis 4 Mk.

---

**Flatternde Blätter.**

Satyrische und humoristische Skizzen

von  
**Ernst Eckstein.**

2. Auflage. Preis 2 Mark.

---



Leipziger Vereinsbuchdruckerei.